

1888



17 Jg.

Nr. II



Eisab-Land

Lothringer Heimat



1

9

3

7

137

Monatschrift für Heimatkunde & Touristik

Elsassland Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Édition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang: 36.— Frs. Auslandspreis: 9 Reichsmark od. 11 Schweizerfranken
Inlandspreis für Einzelhefte . . 3.75 Frs. Auslandspreis: 1 Reichsmark od. 1.25 Schweizerfranken

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag «Elsassland — Lothringer Heimat» in Guebwiller. — Postscheckkonto Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

Forces Motrices du Haut-Rhin Secteur de Guebwiller

Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin
5, Rue de la République, 5
GUEBWILLER

Grosses Lager in
elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.
Sämtliche elektrische Haushalts-Apparate
in erstklassiger Ausführung.

Die altbekannte Confitserie DARSTEIN

unterhält auch Generaldépôt weltberühmter
belgischer Chocoladen und verkauft diese köstlichen
Spezialitäten zu den festgesetzten billigen
Fabrikpreisen.

Man kauft am besten direkt in einer der vier offiziellen
Darstein-Verkaufsstellen:

STRASBOURG: Jungferngasse 3
Alter Weinmarkt 20
Langstrasse 16

HAGUENAU: Landweg 44

Beachten Sie die Schaufenster der DARSTEIN-Geschäfte.

Soeben erschienen:

„Der Pendel“

als wissenschaftliches Instrument
von A. Mermet

Eine Einführung in die Pendellehre und eine
Einleitung zum Gebrauch des Pendels.

Ein Werk von 368 Seiten mit zahlreichen
Tafeln und Abbildungen, kunstvoller Um-
schlag.

Preis: Broschiert: 30.— Frs.
Gebunden: 40.— Frs.

In allen Buchhandlungen erhältlich.

VERLAG «ALSATIA», COLMAR.



CLICHERIE ALSACIENNE

G. MERLET & L. JEST

17, rue de Mulhouse

STRASBOURG-
NEUDORF

TÉL.
411.24

L'Hygiène Naturelle

Monatsschrift für naturgemässe
Lebensweise und Heilkunde

Praktischer Wegweiser
zum gesund werden
und gesund bleiben.

Jahresabonnement 12 Frs. Probenummer gratis

Verlag: GUEBWILLER, rue Clémenceau 6 - 8



Eulab-Land Lothringer Heimat

17. Jahrgang

NOVEMBER 1937

11. Heft

Totenherzsprüche aus Oberseebach

Mitgeteilt von S. W.

Für Salome Bossert, gestorben 1885 im Alter von 2 Jahren:

Ruhe sanft!

Ihr Eltern, gebt euch doch zufrieden
Und stillt eurer Tränen Flut.
Wenn euer liebes Kind verschieden,
Ihr wisst nicht, warum Gott es tut.
Doch wisst ihr, dass sein harter Schluss
Zu eurem Besten dienen muss.

Ruhe sanft!

Zeuch hin, mein Kind, denn Gott selbst fordert dich
Aus dieser argen Welt.
Ich leide zwar, dein Tod betrübet mich.
Doch weil es Gott gefällt,
So unterlass ich alles Klagen
Und will mit stillem Geiste sagen:
Zeuch hin, mein Kind!
Amen.

Für Salome Klein, gestorben 1906 im Alter von 18 Jahren:

Ich sterbe schon, ich sterb im Glauben,
Ich sterbe Jesu, der mich liebt,
Nichts wird mich seinen Händen rauben.
Mein Vater, sei nur unbetrübt,
Der höchste Vater hat ja Macht,
sein Kind zu rufen.
Gute Nacht!

Ach, weinet nicht, dass ich gestorben,
Ich habe ja nun ausgekrankt.
Was mir mein Jesus hat erworben,
Das hab ich in dem Tod erlangt.
Ich bin an einen Ort gebracht,
Da meine Seel' in Freude lacht.
Auf's Wiedersehn!

Ihr Eltern, hemmet Schmerz und Grämen,
seid, wie Christen ziemt, betrübt.
Gott kann das Seine wieder nehmen,
wenn, wo und wie es ihm beliebt.
Ich war ja nur von Gottes Hand
euch ein gelehntes Liebespfand.
Auf Wiedersehn!

Ich sterbe schon. Nach kurzem Schmerze
wird mir der Tod zur Himmelfahrt.
Ach, aber ach, was fühlt das Herze,
darunter ich gebildet ward.
Dir sei der treuste Dank gebracht,
getreue Mutter, gute Nacht!

Dein Aug' so mild, der Unschuld Bild,
Der Spiegel deiner Seele,
Alles decket dieser Stein in des Grabes Höhle.
Traurigkeit, o Herzeleid, dich haben wir verloren.
Warst du denn, du liebes Kind,
uns nur zum Schmerz
geboren!
Ruhe sanft!

Für Martin Sattler, gestorben 1930 im Alter von 12 Jahren:

Seht nicht bestürzt nach meiner Leiche
Und blickt nicht furchtsam in das Grab.
Die Blumen können bald verbleichen,
Die Blätter fallen leichtlich ab.
Ihr wisst, dass alles Fleisch nur Heu
Und wie das Gras im Felde sei.
Ruhe sanft!

O meine Liebsten, weinet nicht!
Ich bin wohl aufgehoben,
Ich schaue Gott von Angesicht
Im Paradiese droben.



Der Heiland nahm mich auf den Arm
 Und drückte mich ans Herz so warm,
 Dass ich vor Freuden jauchzte.
 Auf Wiedersehn!

Am Grabe stehn wir stille und säen Tränensaat
 Des lieben Pilgers Hülle, der ausgepilgert hat.

Ihn hat nun als den Seinen der Herr dem Leid
 entrückt,
 Und während wir hier weinen, ist er so hoch be-
 glückt.

Wir armen Pilger gehen hier noch im Tal umher,
 Bis wir ihn wiedersehen und selig sind wie er.
 Schlafe wohl!

Lasst zu meinem Herrn mich ziehen,
 Warum haltet ihr mich auf?
 Aus der Fremde lasst mich fliehn,
 Nach der Heimat geht mein Lauf.
 Salems Tore, Zions Mauern
 Seh' ich schimmern schon von fern.
 Liebt ihr mich, so lasst das Trauern,
 Lasst mich ziehn zu meinem Herrn.
 Auf Wiedersehn!

Die Stunde naht!
 Gib still, leb' wohl, mein Vaterhaus,
 Gib still dein Kleinod hin!

Die edle Saat
 Streu nur in Hoffnung aus
 Auf künftigen Gewinn.
 Einst findest du sie wohlgeborgen,
 Einst an dem grossen Lebensmorgen.

Die Ernte naht!
 Schlafe wohl!

Ihr Eltern, gebt euch doch zufrieden...
 (Vgl. I. Spruch für Salome Bossert)
 Ruhe sanft!

Für Martin Becker, gestorben 1932 im Alter von
 2¹/₂ Jahren:

Ruhe sanft!
 Der Gärtner trägt das Blümlein fort,
 Das schlecht im Walde stand.
 Viel schöner soll's im Garten blühn,
 Gepflegt von seiner Hand.

So nahm auch Gott dein Liebstes fort,
 Dass es nun blüh' am schönen Ort,
 Vor seinem Thron, ob tausend Sternen,
 Dass du sollst Gott nur lieben lernen.

Auf Wiedersehn!
 Zeuch hin, mein Kind!
 Die Engel warten schon
 auf deinen zarten Geist.
 Nun siehest du,
 Wie Gottes lieber Sohn
 Dir selbst die Krone weist.
 Nun leb' wohl, die Seele ist entbunden,
 Du hast durch Jesum überwunden.
 Zeuch hin, mein Kind!

Auf Wiedersehn!
 O meine Liebsten, klaget nicht,
 Ich bin wohl aufgehoben,
 Ich schaue Gott von Angesicht
 Im Paradiese droben.
 Der Heiland rief, da eilt ich fort,
 Ich musste eilen auf sein Wort
 Und fuhr auf seinem Wagen.
 Die Englein führten mich hinein
 In Salems gold'ne Gassen
 Und in den ew'gen Sonnenschein,
 Das Glück war nicht zu fassen.

Ruhe sanft!
 Das Kindlein schläft, nun Hirte, nimm's ans Herz,
 Es ist ja ewig dein.
 Ihr Sterne, blicket freundlich niederwärts
 Und hütet sein Gebein.
 Ihr Winde, weht mit leisem Flügel
 Um diesen blumenreichen Hügel.
 Das Kindlein schläft.
 Auf Wiedersehen!

Ruhe sanft!
 Das Kindlein schläft, wie selig schlief es ein
 In seines Hirten Arm!
 Noch war sein Herz vom Gift der Sünde rein,
 Drum starb es ohne Harm.
 Ein schuldlos Herz, ein gut Gewissen,
 Das ist ein sanftes Sterbekissen.
 Das Kindlein schläft.
 Auf Wiedersehen!



Elsässische Totenkronen

Von Alfred Pflieger

In der letztjährigen Novembernummer veröffentlichte das «Elsassland» das schöne Gedicht von Daniel Hirtz «Die Totenkronen», wo die welken Kränze in der Kirche ernst an des Lebens Hinfall mahnen. Dem in den «Elsässischen Neujahrsblättern» für das Jahr 1844 erstmalig erschienenen Gedichte fügte der Dichter die Anmerkung bei: «In den meisten protestantischen Dorfkirchen des Elsass werden die Kronen, welche den Sarg der Knaben und Mädchen, der Jünglinge und Jungfrauen zierten, in der Kirche aufbewahrt.»

Damals stand die Sitte der Totenkronen in höchster Blüte. Sie war auf beiden Ufern des Rheins wie überhaupt in allen Landen deutscher Zunge allgemein verbreitet und starb im Elsass erst um 1900 aus. Das Hirtzische Gedicht ist wohl vom Hainbünddichter Christoph Hölty (1748—1776) angeregt, der, früh vom Tod gezeichnet, gerne mit dem Motiv der Totenkronen spielte, z. B. in dem Gedichte «Auftrag»:

Ihr Freunde, hänget, wann ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
Wo an der Wand die Totenkränze
Manches verstorbenen Mädchens schimmern.

Diese Totenkronen dürfen nicht mit den Kranz- und Blumenspenden verwechselt werden, die bei jedem Leichenbegängnis üblich waren und heute von den Familienangehörigen und Bekannten des Verstorbenen in reicherer Fülle denn je am Grabe niedergelegt werden. Wie aus der obigen Anmerkung hervorgeht, beschränkte sich der volkstümliche Brauch auf Kinder beiderlei Geschlechts und zumal auf die Bestattung von Jünglingen und Jungfrauen, welche der Schnitter Tod noch vor des Lebens schönster Feier in seinen Erntekranz eingetan hatte. Zudem war es ein ausgesprochen evangelischer Brauch.

Wir können den Niedergang der schönen Sitte bei uns Schritt für Schritt verfolgen. Dreissig Jahre nach Erscheinen des Gedichtes von Daniel Hirtz berichtet uns A. Erichson in der Geschichte der elsässischen Landpfarrei Hürtigheim (Str. 1872, 2), dass zum Andenken an die Verstorbenen früher in den protestantischen Kirchen Kronen aus Flittergold und Papier an den Innenwänden der Kirche bis zur Decke hinauf aufgehängt wurden. Durch Pfarrer Christian Eppel erfahren wir, dass in Klee- burg (Kr. Weissenburg) im Jahre 1891 Kinder,

Jünglinge und Jungfrauen Kränze und Kronen auf ihre Särge erhalten (Chr. Eppel, Klee- burg. Str. 1891, 54). In Waldhambach und Umgebung im krummen Elsass versammelten sich früher bei der Leiche eines Kindes alle Leute am Vorabend des Begräbnisses in dem Sterbehause. Da wurden eine Krone und drei Puppen aus farbigem Papier gemacht. Die Krone kam an das Kreuz, die Puppen wurden auf das Totentuch geheftet und in das Grab geworfen. Die Knaben verfertigten Puppen und Krone aus Weiden, die Mädchen verzierten sie mit buntem Papier. (Ch. Will, Volkskundliches aus Waldhambach, in: Elsassland 6 (1926), 237).

Für das alte Hanauerland ist der Brauch durch Dr. A. Kassel belegt (Zur Volkskunde im alten Hanauerland, in: Jahrbuch des Vogesenklubs 9 (1895), 138 ff.). Auch da beschränkt sich die Mitgabe von Blumenkronen auf Kinder und jüngere Personen beider Geschlechter. Das Schaustück bildet ein grosser Kranz, der mit sechs langgestielten Sträusschen aus natürlichen oder künstlichen Blumen je nach der Jahreszeit dergestalt besetzt ist, dass das ansehnliche Ganze eine zylinder- oder fassähnliche Gestalt gewinnt. Eine oder mehrere solcher Kronen, wozu die Kosten durch Kameraden des Verstorbenen unter der Bürgerschaft gesammelt werden, trägt man dem Sarge voran. Wahre Prachtstücke dieser Art, ganz grosse Gestelle sind in Offweiler (Kr. Hagenau) in Gebrauch. Diese Kronen für Kinder und ledig verstorbene junge Leute wurden im Innern der Kirche angebracht. Dieser an sich lobenswerte Brauch artete jedoch allenthalben in Uebertreibung aus, sodass allmählich die Kirchenwände zum grossen Teil damit geradezu tapeziert waren. So wurde die Sitte durch Pfarrer oder Bürgermeister verboten. In Schwindratzheim (Kr. Strassburg) bestand sie noch vor wenigen Jahren, also um 1890, und ist jetzt nirgends mehr gebräuchlich.

Kassel hat recht, wenn er die Entfernung der Totenkronen auf Eingreifen der Ortsbehörden zurückführt. Mir wurde verschiedentlich mitgeteilt, dass es auf Anordnung des Konsistoriums geschah, wie sie ja auch in Hessen um 1900 von der Kirchenbehörde verboten wurden. Ich habe die «Amtliche

Sammlung der Akten des Ober-Konsistoriums und des Direktoriums der Kirche Augsburger Konfession» von 1870—1900 daraufhin durchgesehen, ohne einen derartigen Beschluss zu finden. Doch irrt er in der Bestimmung des Termins, wann die Totenkronen aus den Kirchen verschwanden. So teilt mir Pfarrer P. Uhlhorn, der von 1904—1911 in Rott (Kr. Weissenburg) amtierte, mit, dass daselbst an der breiten, dem Kircheneingang gegenüberliegenden Wand an die zwanzig mit Inschriften versehene Totenkronen aus künstlichen Blumen hingen. Solche Blumen und Kränze hiessen in Wingen (Kr. Weissenburg) «gebackeni Sträussle», weil sie wohl mit Wachs widerstandsfähig gemacht waren. Diese Kronen vereinigten das Andenken an unverheiratet verstorbene Jungfrauen und Jünglinge. Alte Leute kannten die Verse der einzelnen Kronen auswendig und wussten genau Namen und Todestag der Verstorbenen. Diese Totenkronen in Rott verschwanden erst bei der Restaurierung der Kirche im Jahr 1904.

Die letzten Zeugen dieser altehrwürdigen Sitte haben sich bis auf den heutigen Tag in den Kirchen von Steinselz und von Mitschdorf, der Nebenpfarre von Görsdorf (Kr. Weissenburg), erhalten. Hier sind es fünf Totenkronen in Glaskasten über der Kanzel. Das Rahmenwerk der Schaukasten ist bei einigen wie bei den alten Spinnrädchen in schöner Drechselarbeit ausgeführt. Zwei der Kronen sind oben mit Kreuzen versehen, auf deren Querarmen der Name des Verstorbenen steht, die Jahreszahl erscheint auf dem untern Längsbalken. Mein alter Klassenkamerad und Jugendfreund Pfarrer E. Wagner in Görsdorf war so freundlich, mir die näheren Angaben und Inschriften mitzuteilen, wofür ihm hier herzlichst gedankt sei.

Die erste Krone erinnert an einen 1866 im Alter von siebzehn Jahren verstorbenen Jüngling Friedrich Preiss. Die zweite ist ein Denkmal der das Grab überdauernden Liebe, welches die Mitschdorfer Pfarrkinder ihrem am 10. Hornung 1875 verstorbenen Pfarrer G. A. Holländer errichteten und als Gedächtniskrone in die Kirche stellten. Diese Totenkrone und auch die nächste sind nicht beschriftet. Dagegen sind die erste und die zwei letzten mit volkstümlich schlichten Versen und Sprüchen versehen, die teils auf einfache Papierblättchen, teils auf Blätter in Buchform aufgedruckt sind. Die Inschrift für Friedrich Preiss lautet:

Gottlob, ich sehe das Leben,
das mein Gott mir gegeben,
die wahre Seligkeit.
Nun fahr ich hin mit Freuden,

von Gott wird mich nicht scheiden
der Tod in Ewigkeit.

Mein Leib, der ruht ganz sanft und fein
ohn alle Qual und Sorgen,
vor allem Unglück gross und klein
liegt er darin verborgen.
Kein Beinlein, ja kein Stäubelein
wird nur darin verloren sein,
die Engel mich bewachen.

Ach, weinet nicht, Liebste, dass ich scheidt,
lasst nur das Trauern fahren!
Ich bin kommen zur ew'gen Freud,
ihr lebet in Gefahren.
Dass muss euch Trost verleihen,
Dass Gott von allem Ungemach mich ewig wird
befreien.

Ihr, die ich nun hinter lassen,
was soll dieses Weinen sein?
Allen Jammer ohne Maassen
stellet bei euch gänzlich ein,
denn bedenkt: was ist mein Scheiden,
nichts als Sorg und Kummer meiden.

Ade, liebe Eltern, weinet nicht,
bedenkt, wohin mein Lauf gericht
aus diesem schnöden Leben,
da nichts als Sorgen, Angst und Not,
wo wir im Unglück schweben,
wo Jammer unser täglich Brot.
Nun bin ich, wo mir nichts gebricht:
O, weinet nicht!

So redet der abgeschiedene Jüngling aus einem bessern Jenseits. Die nächste beschriftete Krone ist einem Mädchen Luise Steffan gewidmet. Sie ist undatiert, auf einem an die Innenseite der Glaswand geklebten Papierstreifen steht der Leichentext Offb. Joh. 3, 20: «Siehe, ich stehe vor der Tür usw.» Auch hier spricht die Verstorbene den Eltern Trost zu.

Vater, wenn die Mutter fragt,
wo ist unser Liebling hin?
Sag ihr, wenn sie weint und klagt,
dass ich in dem Himmel bin.

Zur Ewigkeit sind wir geboren,
für eine höhere Welt bestimmt.
Unser Leben geht nicht verloren,
Wenn auch das Grab den Leichnam nimmt.

Im Grab ist Ruh, im Leben Schmerz,
Drum schlummre sanft, du gutes Herz.

L V I I.
 Sponsa Rustica in agro montis concordia quando à
 Paranymphe in templum deducitur.



Am Kochersperg würd so die Braut/
 (Die Better Wengel Ist vertraut)
 Zur Kirch geführt/ durch ein Knaben:
 Der auch gern möcht ein Gret haben.

Kochersbergerin mit Brautkrone. Aus „Evidens Designatio“ 1606.

Dort in jenen lichten Höhen
 werden wir uns wiedersehen.

Zarte Knospe, zu lieblich fürs irdische Leben,
 Blühe, entfalte dich nun droben im himmlischen
 Licht.

Die dritte beschriftete Totenkrone ist einem
 Ungenannten gestiftet, der aus dem himmlischen
 Vaterland sich an seine Freunde wendet.

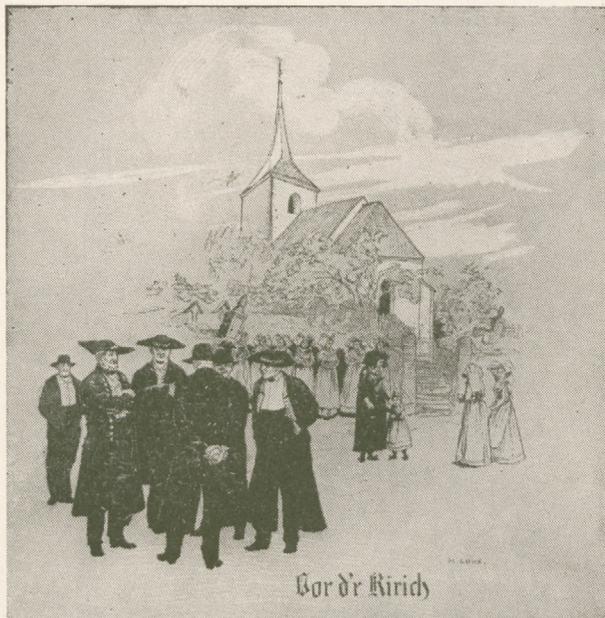
Gute Nacht, ihr meine Freund,
 Gott vergelte eure Treu
 und erfreue euch aufs neu,
 die ihr jetzo um mich weint,
 gute Nacht, ihr meine Freund.

Wohl mir, ich bin in sel'gen Orten
 und in dem Reich der Freuden.
 Ich bin der Welt entrissen worden

und leb hier ohne Leiden!
 Ich wechselte mein Vaterland
 und wählte mir den Himmel,
 hier find ich meinen Ruhestand.
 Ade! du Weltgetümmel! —

Sel'ger, schlaf in deiner Kammer,
 ruh in deiner Grabesgruft
 frei von allem Kreuz und Jammer,
 bis dich Jesus Stimme ruft.
 Bist du uns zu früh genommen,
 o so bist du doch gekommen
 zu dem Port der Sicherheit,
 zur gewünschten Seligkeit.

Eitles Leben, gute Nacht!
 ich verlass das Weltgetümmel
 und verlange nach dem Himmel.



H. Loux

Vor d'r Kirich

Glaube, dass ich dein nicht acht!
Eitles Leben, gute Nacht!

Der vorletzte Reimspruch stand auch auf einer Totenkrone in Oberhofen bei Bischweiler um das Jahr 1870. Pfarrer P. Uhlhorn fand ihn in seinen Papieren. Das zeigt, dass die gedruckten Sprüche in einer Buchhandlung gebrauchsfertig gekauft und auf die Kronen aufgeklebt wurden.

In der Görsdorfer Kirche hingen laut Mitteilung Pfarrer Wagners früher ebenfalls Totenkronen, ebenso in Preuschdorf, wo die Sitte zum letzten Male in den 90er Jahren geübt wurde. In seinem Heimatdorfe Morsbronn befanden sich in seiner Jugend sechs bis acht verstaubte Totenkronen, die bei der Ausmalung der Kirche entfernt wurden. Die letzte Krone erhielt daselbst um 1890 ein siebzehnjähriges Mädchen, das bei einer Wagenfahrt tödlich verunglückt war.

Weitere Spruchzettel von einer Totenkrone fand ich in dem Rieddorf Baldenheim (Kr. Schlettstadt) in der alten Hausbibel der Familie Haegi-Gisselbrecht. Beim Verfall der Krone sind sie offenbar losgelöst und als Familienandenken aufbewahrt worden. Die Verse stammen aus den fünfziger Jahren.

Liebe Freund, gebt euch zufrieden
Hier in dieser Jammer-Welt;
Denn es muss doch seyn geschieden,
Weil es unserm GOTT gefällt.
Mit mir hat es keine Noth,

Wann ich meinen JESUM habe;
Denn ich fürchte nicht den Tod
Und auch nicht das finstre Grabe.

Liebste Eltern, stillt das Weinen,
Denn es ist des Höchsten Schluss,
Der es gut meynt mit den Seinen,
Dass ich jetzund sterben muss.
Ich wär' gerne länger blieben;
Aber meines JESU Lieben
Heisst mich gehn zum Sternen-Pol.
Gute Nacht, lebt Beyde wohl!

Lasset mir den Sarg bestecken
Und den schönsten Sieges-Kranz
Meines Leichnams Haar bedecken,
Gleich als ging ich an den Tanz:
Weil die Seele triumphiret
Und sich mit der Krone zieret,
Die im Himmel alle Frommen,
Die hier recht gekämpft, bekommen.

Gute Nacht, herzlichster Vater,
Liebe Mutter, gute Nacht!
GOTT sey euer Müh-Erstatter,
Die ihr euch um mich gemacht.
Liebstes Haus, das mich erzogen,
JESU bleibe dir gewogen!
Er vergelte deine Treu'
Und erfreue dich auf's neu'!

Ihr, die ich nun hinterlasse,
Was soll dieses Weinen seyn?
Allen Jammer ohne Maasse
Stellet bey euch gänzlich ein.
Denn bedenkt: was ist mein Scheiden?
Nichts, als Sorg' und Kummer meiden.

Die Totenkronen sind heute verschwunden, ihre volkstümliche Spruchdichtung ist vergessen. Doch die Stimme der Toten, die sie dereinst erhielten, spricht noch weiter auf den verwitterten Grabsteinen, die mit ähnlichen Reimsprüchen beschriftet worden sind. Solcher charakteristischer Grabinschriften habe ich seinerzeit mehrere in meiner Sammlung volkstümlicher Grabsprüche aus Schlettstadt und dem Ried mitgeteilt (Elsassland 13 (1933), 321 ff.).

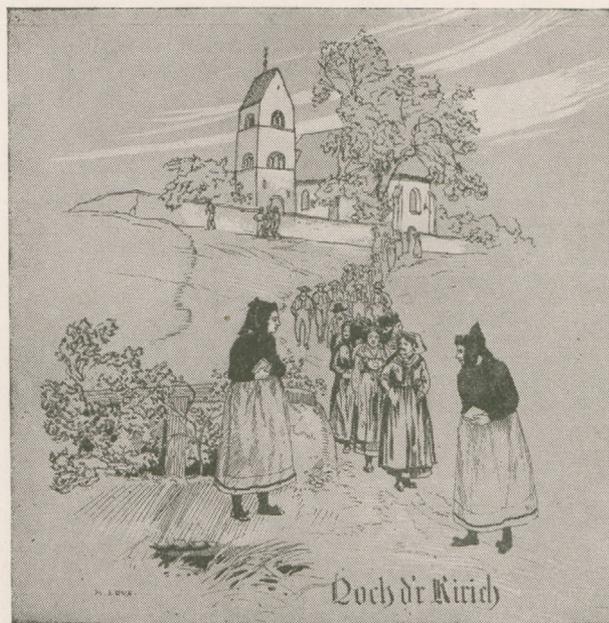
Auch im Münstertal konnte ich den alten Brauch der Totenkronen feststellen und zwar für Sulzeren im Kleintal und für Sondernach im Grosstal. Alte Leute erinnern sich noch, dass beim Todesfall eines unverheiratet gestorbenen jungen Mannes oder Mädchens die Altersklasse einen künstlichen Kranz anfertigte, der den Sarg krönte. Doch wurde er dort nicht in der Kirche, sondern im Trauerhause aufbewahrt.

Elsässische Totenkronen gehören heute zu den grössten Seltenheiten. Als sie um die Jahrhundertwende aus den Kirchen verbannt wurden, dachte kein Mensch daran, einige besonders schöne und dauerhaft gearbeitete Stücke als Kulturdokumente für die Nachwelt zu retten. Sie sind sinnlos vernichtet worden. Historische und volkskundliche Museen jenseits des Rheins sind stolz auf ihre eigentümlichen Totenkronen aus künstlichen Blumen, Bändern und sogar aus Metall. Charakteristische Stücke hat das Jahrbuch für Volkskunde (München 2 (1937), Tafel II) veröffentlicht. Das Elsässische Museum in Strassburg besitzt keine einzige, nicht einmal das Wort ist in das elsässische Wörterbuch übergegangen.

Nicht zu verwechseln mit den Totenkronen sind die vielfach noch in den Familien aufbewahrten, durch Glas und Rahmen geschützten Totentafeln. Sie enthalten, von einem weissen Blumenkranz umrahmt, den Leichentext nebst einem schönen Bibelvers oder einem frommen Spruch sowie Name und Alter des Verstorbenen in gemalter Schrift. Diese Tafeln werden an bevorzugter Stelle der Wohnstube aufgehängt und bilden eine Art Totenmal im Zimmer. Beim Niedergang oder Aussterben einer Familie werden sie verschleudert und erscheinen nicht selten auf dem Gimpelmarkt.

In etwas veränderter Form finden wir die Totenkronen in Oberseebach (Kr. Weissenburg), in dessen reformierter Kirche keine Kronen aufgehängt werden dürfen. Beim Tod eines Jünglings oder einer Jungfrau flechten die Mädchen des Konfirmationsjahrganges einen grossen ovalen Kranz aus grünen Buchsbaumzweigen. Dieser wird mit Rosetten aus Glanzpapier verziert, die Schwarz auf dunkelgrünem Grunde zeigen. Zwischen den Rosen werden 2—6 grosse Papierherzen, die mit sinnigen Sprüchlein beschrieben sind, mit Stecknadeln dertart angeheftet, dass Blumen und Herzen miteinander wechseln. Goethe hat solch papierene Totenherzen während seiner Rheinreise 1814 in der Kirche von Oberingelheim festgestellt. Ausserdem werden zwei Weidenkrönlein verfertigt, deren Bogen mit weissem und grünem Seidenpapier umwunden werden, eine stilisierte Lilie aus Grün und Schwarz schliesst sie oben ab. Daran hängen schwarze Florbänder.

Dem von starken Jünglingen an Handtüchern getragenen Sarg schreiten in Reihen zu dreien sechs schwarzgekleidete Jungfrauen voran, vier Mädchen, die den grossen Kranz tragen, und von diesem eingerahmt zwei Mädchen mit den bunten Weidenkronen. Das ganze Dorf schliesst sich dem Trauer-



H. Loux

Noch d'r Kirch

zuge an. So ein Leichengefolge in der ernsten Seebacher Tracht bildet eine machtvolle Kundgebung, die man so leicht nicht wieder vergisst. Nach der Beerdigung werden die zwei Kronen auf das Grab gestellt und der Buchsbaumkranz um den Grabhügel gelegt. Die Herzen mit den Inschriften werden abends heimgeholt und in der Bibel als teures Andenken an die allzufrüh Verstorbenen aufbewahrt. Die beschrifteten Totenherzen werden bereitwilligst ausgeliehen, wenn der Totenengel mit seinen dunklen Fittichen wieder ein junges Menschenkind gestreift hat. Dann werden neue Totenherzen geschnitten und mit einer Auswahl zutreffender Sprüche versehen.

Solche Kränze und Kronen kommen Kindern vom zweiten Lebensjahre ab und jungfräulich Verstorbenen bis zu dreissig Jahren zu. Seit der Nachkriegszeit werden sie auch durch ein grünes Buchsbaumkreuz ersetzt, daran die gezackten Papierherzen gesteckt werden. Bei Kinderleichen legen die Schulkinder zusammen und kaufen dazu noch einen künstlichen Perlenkranz. Diese bemerkenswerte Schilderung des Seebacher Totenbrauchs verdanke ich der Güte von Fräulein Salomon Woehl.

Die Ehrung der im Weltkrieg Gefallenen nimmt in einzelnen Kirchen des krummen Elsass die Form der alten Totenkronen an. So hängen nach freundlicher Mitteilung des Pfarrers W. Guggenbühl in Zittersheim um den Pfarrstuhl, in Puberg unter der Gedenktafel der gefallenen jungen Männer Totenkronen mit den Namen der Kriegsoffer. Sprüche



Phot. Jap Alte Kirche mit Friedhof von Steige

fehlen. Auch in Kolbsheim (Kr. Strassburg) ist die Vorbühne der Kirche noch mit künstlichen Kränzen behängt, ebenso das Kirchlein in Leitersweiler (Kr. Weissenburg).

Dass die Totenkronen gerade in der Kirche aufbewahrt wurden, dafür lassen sich verschiedene Gründe anführen. Die Kronen der im Lebensmai Verstorbenen sollten die versammelte Jugend daran erinnern, dass wir mitten im Leben vom Tode sind umgeben. Diesen erzieherischen Zweck drückt Daniel Hirtz in dem eingangs angezogenen Gedicht in den Schlussversen aus:

Und wir sahn der Kronen Zahl sich mehren,
Die so ernst des Lebens Hinfall lehren.

Gleichzeitig waren sie geeignet, dem Tod seinen Stachel zu nehmen, da die daran befestigten Reimsprüche zuversichtlich die Auferstehung predigten. Sie entsprachen in einem gewissen Sinne den Gedanken Luthers, die er in der Vorrede zu seinen «Christlichen Gesängen zum Begräbnis» niedergelegt hatte: «Wenn man die Gräber wollt ehren, so wäre es fein, an die Wände, wo sie da sind, gute Denkmäler oder Sprüche aus der heiligen Schrift

darüber zu malen oder zu schreiben, dass sie vor Augen wären denen, so zur Leiche oder auf den Kirchhof gingen. Solche Sprüche und Grabschriften zierten die Kirchhöfe besser denn sonst alle weltlichen Zeichen. Wo aber jemand tüchtig wäre, solche Sprüche in gute, feine Reime zu stellen, das wäre dazu gut, dass sie desto leichter behalten und desto lieber gelesen würden.» Dann kamen diese Totenkronen an der Kirchenwand im demokratischen 19. Jahrhundert dem Geltungsbedürfnis des kleinen Mannes entgegen. Früher hatten nur die Grossen der Erde, Fürsten und Adlige, das Recht, an den Pfeilern und Wänden der Kirche Epitaphien aufzustellen. Jetzt genossen Bauernsöhne und Landmädchen dasselbe Vorrecht. Endlich kommt noch ein zweckdienlicher Grund in Betracht. Die Totenkronen mit ihren künstlichen Blumen, Glasperlen und Flittergold kosteten Zeit und Mühe, und man wollte sie nicht dem zerstörenden Einfluss von Wind und Wetter auf dem ungeschützten Grab aussetzen.

Ein Gegenstück zu den in der Kirche aufbewahrten Totenkronen bietet der katholische Sundgau, wo die mit weissen Blumen und weissem Flor geschmückten blauen Grabkreuze der Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen gleichfalls eine Zeitlang in der Kirche aufgestellt bleiben, um die Jugend an die Vergänglichkeit des Lebens zu mahnen (Le Passe-Temps 9 (1895), 515).

Was ist nun der tiefere Sinn der Totenkronen? Die Erklärung des Brauches ist in der Tatsache zu suchen, dass nur Unverheiratete die Totenkrone erhielten. Diese war gewissermassen ein Ersatz für die im Leben entgangene Brautkrone. Jetzt wird sie ihnen auf den Sarg gestellt und das Begräbnis als ihre himmlische Hochzeit gefeiert. Während das Grimmsche Wörterbuch in der Totenkrone nur eine Anspielung auf die Krone des ewigen Lebens sah, die man dem Geschiedenen vorgreifend und andeutend verlieh (Wtb. 5, 2358), erblicken neuere Forscher wie A. Jacoby (s. Brautkronen, in: Schweizer Volkskunde 11 (1921), 12 ff.) und A. Becker (Bestattungsbrauchtum vom Rhein zur Saar, in: Volk und Volkstum. Jahrbuch für Volkskunde. München 2 (1937), 76 ff.) darin ein Sinnbild der Jungfräulichkeit. Der Kranz ist das Zeichen des jungfräulichen Mädchens. Als solcher gehört er zur kirchlichen Festtracht und wird in Gestalt eines Krönleins aus Silberflittern im feierlichen Gottesdienst und bei Prozessionen getragen.

Seine höchste Pracht entfaltet der Jungfernkranz als Brautkrone, wofür wohl das «krenzeln»

der Muttergottes als Zeichen ihres «kuischen magettuomes» zum Vorbild gedient hat. Man hat nachgewiesen, dass alte Brautkronen aus der Trierer Gegend genau die Form der Madonnenkrone hatten und dass daselbst die Braut ursprünglich die auf dem Kopfe der Mutter Gottes in der Kirche aufbewahrte Jungfrauenkrone trug (Zeitschr. d. Vereins f. rheinländische und westfälische Volkskunde III, 39). Damit berührt sich ein merkwürdiger, noch heute geübter elsässischer Brauch. Heiratslustige Mädchen pilgern die 130 Stufen zu der hoch über St. Johann bei Zabern gelegenen Michelskapelle hinauf und hinab, ohne ein Wort zu sprechen. Dann gehen sie in die alte Klosterkirche, nehmen vom Muttergottesaltar das sog. Jungfernkranzchen und setzen es sich mit der Bitte um einen Mann auf das Haupt.

Die Sitte des Brautkranzes ist uralte. Das Christentum hat sie vom Altertum übernommen. Ursprünglich war sie das Vorrecht der Vornehmen und wurde, nach dem alten Wort schapel zu schliessen, als ein Kranz von frischen Blumen und später als künstliche Krone getragen. Aus der höfischen Sitte ging der Brauch in städtische Kreise über. So bestimmt die Strassburger Hochzeitordnung von 1664: «Der Hochzeiter darf sich des Kranzes und die Hochzeiterin der Kränzlein gebrauchen». Am Ende des 17. Jahrhunderts ist die Brautkrone in Stadt und Land gebräuchlich. Diese Brautkronen sind so stattlich und umfangreich, dass Kleiderordnungen genau ihren Wert für die verschiedenen Stände festsetzen. Im Gegensatz zum mehr flachen Kranz ist die Krone ein erhöhter Kopfschmuck. In Hürtigheim trug um 1870 die Braut nach A. Erichson (a. a. O. 19) eine hervorragende Krone aus Papier und Flittergold, an welcher, mit feinen, metallenen Fädchen befestigt, Sonne, Mond und Sterne von gleichem Stoff prangen. Die Brautjungfern tragen Kronen von geringerem Umfang. Der Bräutigam trägt einen langen Rosmarinstengel in der Hand und auf dem Dreispitz einen schweren Blumenstrauss. Auch der Hut der Ehrenburschen ist mit einem Strauss geschmückt. Im alten Hannerland war die Brautkrone kleiner und wurde auf einer mit Goldblechflittern bestickten Haube getragen. Im Münstertal hiess sie das «Ufsatzla», das war ein niedriges, aus Silberfiligran geflochtenes Krönlein, mit «Batzeler», Silberplättchen besetzt. Die Brautkrone war der jungfräuliche Ehrenschnuck unbescholtener Bräute. Wie in alter Zeit gefallene Bräute, die sich das Kränzlein anmassten, der Kirchenzucht verfielen, wachten ausgangs des 19. Jahr-



Henri Bacher

Baldenheim, Aufgang zum Kirchturm

hunderts die Dorfschönen eifersüchtig darüber, dass die Brautkrone das Vorrecht der Jungfräulichkeit blieb. Heute hat der städtische Myrten- oder Orangenblütenkranz das als bäuerlich geltende Brautkrönlein leider fast überall verdrängt.

Die Sitte des Schapels hatte sich bis in die neunziger Jahre im Sundgau erhalten, z. B. in Banzenheim, wo die Braut einen selbstangefertigten, grünen Rosmarinkranz trug. Zum Zeichen, dass sie mit dem Vollzug der Ehe aus dem Mädchenverband austrat, wurde er nach der Trauung unter Anrufung der drei höchsten Namen sofort verbrannt. Dieser Brautkranz wurde 1890 in Oberbruck (Kr. Thann) noch verstorbenen Jungfrauen im Sarg aufgesetzt, weissgekleidete Mädchen trugen den gleichfalls weissen Sarg zu Grabe (Jahrb. d. Vog. Klubs 6 (1892), 172). Auch Kinder werden mit dem Kopfkränzchen aufgebahrt und begraben, ein Brauch, den das Rituale Romanum mit den Worten empfiehlt: Cum infans vel puer baptizatus defunctus erit ante usum rationis, induitur juxta aetatem et imponitur ei corona de floribus seu de

herbis aromaticis et odoriferis, in signum integritatis et virginitatis. All diese Tatsachen sprechen unwiderleglich dafür, dass unsere Totenkronen nur eine Weiterentwicklung des Brauches ist, den im Stande der jungfräulichen Reinheit Verstorbenen ihren Kranz mit ins Grab zu geben. Bei erwachsenen Jünglingen und Jungfrauen ist es ihr Brautkranz.

Wenn wir die Geschichte der Totenkronen weiter rückwärts verfolgen, sehen wir, dass die Totenkronen ursprünglich auch ein grüner Kranz war, der den Toten aufgesetzt wurde. Im alten Elsass war das Singrün (*Vinca minor*) neben der Raute (*Ruta graveolens*) der beliebteste Leichenschmuck. Hieronymus Brunschwig berichtet uns, dass man «uss dem Ingrien krut im Elsass pfligt scheppelin oder krentzlin zu machen zum Dantz oder Hochzeit» und dass bei Sterbenden «gehalten würd das krut Ruta, von den gemeinen als von den leyen doten krut genant» (*Liber de arte distillandi*. Str. 1512, fol. 207 b und 209 a). Diese Nachricht ergänzt der Botaniker Otto Brunfels: «Yngrien. Disses kreütlin hat man vor zeiten gebraucht, krentz daruss zu machen den todten vnd den lebendigen» (*Contrafayt Kreuterbuch*. Str. 1532, fol. 101). Dass tatsächlich Totenkranze daraus geflochten wurden, geht aus einer bedeutsamen Nachricht Hieronymus Böcks über die *Pervinca* hervor: «Das kraut findet man vber Winter grün, mag aller hand frost vnd Wetter dulden. Vnd das mir ein wunder ist, so hab ich ein todten Kopff sehen ausgraben Anno 1535 auff S. Marxtag, der was mit disem kraut gekrönt, vnd das kraut was aller ding vnuersehrt auff dem kopff bliben, da her es wol Todtenkraut vnd Todtviolen mag heissen, wie es dann etlich nennen vnd die Abgestorbenen darmit krönen» (*Kreutterbuch*, ed. Melchior Sebiz, Str. 1580, fol. 141 b). Auch heute noch heisst die beliebte Gräberpflanze Totemaie und in erweitertem Sinne auch der Kranz, der auf den Sarg gelegt wird.

Wir dürfen wohl annehmen, dass es sich bei diesen bekränzten Toten um Kinder und Ledige handelte. Die nächste Stufe der Entwicklung war, dass man neben dem Totenkranz in den Sarg eine weithin sichtbare Krone auf den Sarg stellte. Schon im Jahre 1564 verbietet man in Strassburg einem «jungen gesell oder Jungfraw Kränze auf den totenbaum zu legen, wan man zu grab trägt, damit Junge leicht nit darob Erschröcken» (P. Fritsch, *Die Strassburger*

Chronik des Johannes Stedel. Str. 1934, 107). Der wahre Grund des Verbots wird eher in Sparmassnahmen zu suchen sein. Der Wunsch aufzufallen hatte in der Bürgerschaft schon früh zu übertriebenem Aufwand geführt, gegen den man mit Polizeiordnungen einschreiten musste gerade wie gegen die Brautkronen.

Höchst aufschlussreich ist, was «Der Statt Strassburg Policey Ordnung Anno 1628» darüber sagt: «Vnd werden sich auch die vnsrigen . . . erinnern vnd zugleich den Pracht, der nun zeithero bey der ledigen Töchter Leichtbegängnissen mit den costbahren vielen Cränzen getrieben worden, so fern (früher) abgeschafft vnd verboten haben, dass niemand als die bede oder eine der Gödlen, wann sie noch im Leben, falls Sie aber bede Todt seind, alsdann die Mutter oder sonst eine der nechsten Verwanthin, solche Cränzlein machen zu lassen vnd auff die Todtenbaar zu verehren macht haben, auch deren eines mehr nicht dann aufs höchste Fünff Schilling werth sein vnd Costen solle: bei straff Fünff Pfundt Pfennig, die eine jede Persohn, so in einen oder andern weg hier wider handeln würd, ohnnachlässig abzustatten» (fol. 93).

Trotz der hohen Strafandrohung scheint das Verbot wenig gefruchtet zu haben. Tiefeingewurzelte Sitten sind zählebig, zumal wo es sich um Leben und Sterben handelt. In einer Sitzung des Jahres 1675 beschäftigt sich der Rat der XXler mit der Kranzfrage: «Weilen man wargenommen, dass die in der leichen Ordnung § 4 wohlgemachte anstatt vnd verordnung der Todtten kränztz vnd Creutz halber so wohl in forma als materia et numero vberschritten würdt, in dem mann dieselbe sehr gross vnd zu winterlichen Zeiten mit gefärbt vnd eingebeitzten, ja gargemahlten blumen, alles der Zur sparsamkeit abgezweckten intention zu wider, verfertigen lassen, ob nicht zu verordnen, dass hinführo kein todten krantz oder Creutz höher als zu 7 Schilling 6 Pf., vnd zwar zu winters zeiten von nicht anders als Rossmarin, Buchsbaum oder dergleichen grünem laubwerck, jedoch ohn vergöld (unvergoldet) gemacht, auch bey jetzigen ohne dass höchstbetrübtten Zeiten vnd geschwinden fällen mehr nicht als respective ein Creutz oder Krantz auf den sarck, vmb allen widerwillen vnd gefahr zu verhüten, gehefftet werde, alles bey straff 5 Pfd. Pfennig.» Der Beschluss wird angenommen und der Herren Polizeirichter Gedanken in beiden Punkten befolgt (*Stadt-Archiv*, XXI Memorial 1675, Band 155, fol. 3 b f.).



Ch. Greyanbühl

Winzenheim

In der Sitzung vom 18. September 1688 kommt der Rat abermals auf die Totenkränze zu sprechen. Der Fiskal regt an, ob es wegen der grossen Unordnung nicht gut wäre zu verbieten, dass ausser Vater, Mutter, Pfetter und Götter keine Kränze mehr gestiftet und diesen Leidtragenden je nach Standesgebühr und Verwandtschaftsgrad nur eine Ausgabe von 5, 8, 10 oder 15 Schilling zugelassen werde (ebd. 1688, Bd. 166, fol. 322). Aehnliche Bestrebungen finden wir im alten Colmar. Nach den Notizen des Stettmeisters Johann Joner wurde am 4. Dezember des gleichen Jahres 1688 ein Ratsdekret erlassen, «dass auff der kinder Todtenbeumlein keine Kränze mehr gegeben vnd geheft werden sollen bey Straff 10 Franckhen wider die Uebertreter» (Joh. Joner, Notanda. Tägliche Notizen eines Stettmeisters von Colmar. Hrsg. von Julien Sée. Colmar 1873, 13).

Die Stadtordnung von 1708 enthält eine neuvermehrte Leichenordnung (Tit. XVI, 126 ff.). Schon im Eingang wird festgestellt, dass nicht allein in der Trauerkleidung alle Standesunterschiede verwischt, «sondern auch mit Aufstellung der Todtenkränze und Creutz bei junger Kinder Leichen (die Ordnung von 1628 hatte den Paragraphen mit «Vberfluss in Cränztlin bey Leichten der Jungen Töchter» überschrieben) ein übermächter Pracht getrieben und fast ohnerschwingliche Vnkosten angewendet worden seyn». Sie ruft deshalb die Leichenordnung von 1673 und 1674 wieder ins Ge-

dächtnis und bestimmt im vierten Punkt über «Leichenkränze und Creutz»:

«So viel dann Vierdtens die Leichen-Kränze und Creutz und deren übermächte Kostbarkeit betrifft, weilen darinnen der Pracht sehr hoch gestiegen und bey diesen sonst Geldklemmen Zeiten so viel unnützliche Kosten angewendet werden, da man so wohl von kostbaren Seydenen als andern von Gold und Silber gemachten Blumen solche Kränze verfertigt, sie auch etwann mit Perlen und andern Zierath, auch denen wächsenen Bildlein geschmückt und es hernachmals zu keines Menschen Trost oder Verstand in die Erden eingescharret hat, als soll von dergleichen kostbaren Materie die Kränze oder Creutz zurichten zu lassen in das künftige allerdings (es würde dann durch Adelige Personen solches verlanget) untersagt und verboten und dagegen alles Ernstes gebotten seyn, dergleichen Leichen-Kränze und Creutz von keinem andern als aus der Erden hervor gewachsenen Blumen oder in deren Ermangelung von Rossmarin zu verfertigen und daran einige fernere Zierath, es seye mit vergulden oder versilbern oder mit Anheftung allerhand Bändel oder in andere weg, als gesche gleich, wie es immer wolle zu machen, durchauss nicht, sonsten auch nieman-

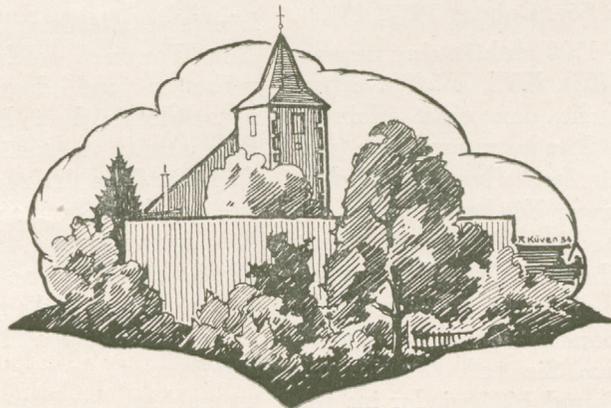
den als denen Gross- und Eltern wie auch denen Götteln, so dieselben annoch im Leben seynd, solche Kränzt oder Creutz dem Abgestorbenen mitzugeben, vergönnt und zugelassen seyn, alles bey Straff Fünff Pfund Pfenning, so oft darwider gehandelt wird, welche sowohl derjenige, welcher wider das Verbott den Krantz zu verfertigen anbefohlen, als auch von dem solcher zugerichtet worden, ohnnachlässig zu erheben haben wird» (fol. 132).

Aus diesem Satzungeheuer sowie aus den vorhergehenden Vorschriften geht hervor, dass die Strassburger Totenkränze die Gestalt eines Kreuzes hatten, das auf das Bahrtuch geheftet wurde. Als Schaustück des Leichenzuges wurden sie aus kostbarem Stoff wie Seide, Gold- und Silberfiligran hergestellt und mit künstlichen Perlen und Wachspuppen verziert. Sie wurden trotz der reichen Aufmachung nicht aufbewahrt, sondern ins Grab mitgegeben. Das erboste die sparsamen Stadtväter am meisten.

Solche Verbote lassen sich durch das ganze 18. Jahrhundert verfolgen. Im Jahre 1755 erliess Karl Friedrich von Baden ein ähnliches für das badische Nachbarland, worin er die Totenkränze für die Unverehlichten nicht geradezu verbietet, aber mit ihrem unnützen Zierrat als eitel hinstellt. Es sollen nur höchstens zwei Kränze auf die Bahre gelegt werden (Strassb. Post 10. I. 1909). Hinter diesen Luxusverboten versteckt sich die Angst der Stadtverwaltungen und Regierungen, die Steuerkraft der Bürger könnte unter dem übertriebenen Aufwand leiden, deshalb suchten sie die Leute am unnötigen Geldausgeben zu hindern. Aus diesem Bestreben erklärt sich die Bestimmung der Begräbnisordnung im weilburgischen Amt Neusaarwerden, daraus der Kanton Saarunion hervorgegangen ist. Da verbietet 1768 die Regierung die Verzierung der

Särge, das Errichten von Grabkreuzen, das Anlegen von Trauerfloren und Handschuhen und das Tragen von Zitronen hinter dem Sarge. Die Trauerfamilie darf keine Kronen kaufen, dafür sollte jede Kirche sich zwei Totenkronen halten, eine teure und eine wohlfeile, und sie im Bedarfsfalle um Geld vermieten (G. Matthis, Bilder aus der Kirchen- und Dörfergeschichte der Grafschaft Saarwerden Str. 1894, 86).

Die Geschichte der Totenkronen auf dem Lande steht in inniger Berührung mit der der Burschen- und Mädchenschaft. Diesen obliegt die Anfertigung der Totenkronen. Sie schmücken und tragen den Sarg, auf dem die Totenkrone als Symbol der Jungfräulichkeit ruht. Durch diese sinnfällige Betonung der jungfräulichen Reinheit tritt diese selbst in den Mittelpunkt der Bestattungszeremonie und strahlt als Spiegelbild des Volksgeistes auf die Jugendbünde, ihnen eine höhere Weihe gebend, zurück. Als dieser Geist in den Städten erloschen war, flüchtete sich die schöne, alte Sitte auf das noch unverdorben Land. Das Volk fühlte sich von dem tiefen Sinn der Totenkronen unbewusst im innersten Herzen ergriffen, auch sprach der in die Augen springende Reichtum der gleissenden Flitterkronen sein Schönheitsbedürfnis mächtig an. Aller Luxus, auch der Begräbnispomp geht heute wie ehemals von oben nach unten, von den Vornehmen zu den Niedrigen, von der Stadt aufs Land. Das war mit der Brautkrone, das ist auch mit der Totenkrone der Fall. Beide teilen dasselbe Schicksal. Die Brautkrone hat dem städtischen Schleier und Myrtenkranz weichen müssen, wie die selbst hergestellte Totenkrone dem geschmacklosen Glasperlenkranz. Ihre Zeit war eben herum, sie sind in Schönheit gestorben. Dafür hängen wir aber nur um so tiefer und wunderbarer an dem, was war.



Das Elsass auf der Pariser Weltausstellung

Von T. Moser

In einer regionalen Zeitschrift soll auch das für Gegenwart und Zukunft festgehalten werden, was draussen an Wichtigem vorgeht, soweit es auf die Heimat Bezug hat. In dieser Hinsicht und mit dieser Begrenzung verdient auch die Weltausstellung zu Paris in unserem «Elsassland» eine kritische Betrachtung.

Wir wollen selbstverständlich nicht ausführlich vom elsässischen Dorf im Vergnügungspark der Ausstellung sprechen, für das lange vor Eröffnung die Werbetrömmel gerührt wurde. Es fehlt dort freilich nicht an lebhaften Linien, schönen Silhouetten, malerischen Winkeln. Wenn nur nicht das Gerassel der Berg- und Talbahn, das Gekreische der Händler und Schaubudenbesitzer, das Getrömmel der Afrikaner, das Gemisch von Menschen in Elsässertracht, von Nackttänzerinnen, Schlangenbändigern, Zauberern, Wahrsagern, Kamelführern jede Illusion und Poesie zerstören würde. Da drängt sich uns das Gefühl auf, dass unsere schöne und solide Landestracht, unsere prächtigen und echten Dorf- und Stadtbilder zu Geschäftszwecken missbraucht werden, dies bittere Gefühl, das uns oft beschleicht, wenn wir bei offiziellen Kundgebungen Leute unserer Gegend sehen in einer Tracht, die weder sie noch ihre Vorfahren jemals getragen.

Nein, wir wollen von Ernsterem sprechen. Da ist in erster Linie das elsässische Haus der regionalen Abteilung zu nennen. Es ist aus einem für die im Elsass und im Territorium von Belfort wohnenden Architekten ausgeschriebenen Wettbewerb hervorgegangen, in dem die Herren Herrenschmidt, Stoskopf und de Lapparent Sieger wurden. Der Bau befriedigt auf den ersten Blick nicht ganz. Wir vermischen zu sehr regionale Motive und denken dabei vergleichend an das von Haug geschaffene elsässische Haus der Ausstellung der dekorativen Künste von 1925 zurück, bei dem elsässische Formen reichlich verwendet wurden, ohne aus dem Bau eine zeitfremde Nachahmung werden zu lassen. Freilich waren jetzt die Baumeister dadurch in ihren Plänen gehemmt, dass nur modernes Material und moderne Technik in Anwendung gebracht werden sollten. Folkloristische Nachbildungen waren zu vermeiden, es sollte Neues geschaffen werden. Unter diesen Umständen verdient das Haus schon Anerkennung.

Der mächtige, viereckige Turm erinnert an die Bergfriede unserer Burgen. Er steht im Gegensatz zu dem runden Turme Lothringens, dessen Erbauer

vielleicht an die runden Türme lothringischer Herrensitze dachte. Uebrigens sind das elsässische und das lothringische Haus eng miteinander verbunden, was der geographischen Lage der beiden Provinzen entspricht. Ein heraldischer Baum, der die grossen, fensterlosen Flächen des Turmes deckt, zeigt Wappen elsässischer Städte. Dass die von Strassburg, Colmar, Mülhausen zu oberst stehen, ist selbstverständlich, weniger die weitere Auswahl und Einordnung.

Das eindrucksvolle Gesamtbild des elsässischen Hauses wird gewiss jedem Besucher im Gedächtnis haften bleiben. Riesige Treppen führen zum Untergeschoss, in dem sich die Wirtschaftsräume befinden. Das Wirtsschild «A la Cigogne» drängt sich allerdings zu sehr auf, so dass man zunächst meint, das ganze Gebäude sei für den Wirtschaftsbetrieb bestimmt. Andere Regionen haben das diskreter und viel besser gemacht. Wenn man aber nun einmal diese Betonung wollte, warum hat man nicht das altelsässische «Zum Storchen» beigefügt?

Breite Treppen führen zu beiden Seiten des Unterbaues zu einer Terrasse, von der wir in den Hauptsaal gelangen. Er ist im Gegensatz zu vielem anderem, was wir in diesen regionalen Kundgebungen sehen, prunklos. Würden uns nicht die grossen Treppenbilder René Kuders sofort ins Auge fallen, so wäre der Eindruck sogar zu kühl, zu nüchtern. Kuder hat seine Eigenart. Er ist den Lesern dieser Monatsschrift, die wohl zum grossen Teil auch Leser des «Neuen Elsässer Kalenders» sind, kein Unbekannter. Mit grossem Geschick hat er sich seiner Aufgabe entledigt und eine grosszügige Symphonie der Arbeit geschaffen. Links sehen wir Buchbinder. Es folgen in ununterbrochener Reihe Maurer, Schreiner, Zimmerleute. Rechts sind Schmiede, Weber, Holzschuhmacher, Töpfer an der Arbeit. Links beim Wappen des Ober-Elsasses trägt eine Frau einen Korb gefüllt mit Früchten. Rechts bei dem des Unter-Elsasses haben wir eine Bäuerin mit einem Rechen. Es hätte uns gefreut, sie mit dem grossen breitkrepfigen, leider auch dem Untergang geweihten Strohhut zu sehen, wie er früher so stolz und selbstbewusst im Kochersberger und im Hannerland getragen wurde. Kuder und besonders Spindler geben dem Saale seinen Charakter. Auch die Holzeinlegearbeiten des Altmeisters von St. Leonhard auf den Türen, die zu den Seitenräumen führen, sind dem Handwerk gewidmet. So zeigt die

Tür der Kapelle auf dem linken Flügel einen Holzschnitzer, eine Stickerin und einen Schreiner, auf dem rechten einen Lithographen, eine Buchbinderin und einen Schlosser. In der Mitte des Saales steht eine Rundsäule, die wir der Harmonie wegen eckig gewünscht hätten. Die Modelle der Handwerker, die die Säule schmücken, stammen von dem Bildhauer Hesselbarth. Die vier Ecken des Raumes werden abwechselnd von vier verschiedenen Handwerkern eingenommen, die wir an der Arbeit sehen. Zwei Vitrinen zeigen Produkte des elsässischen Kunsthandwerkes. Da treffen wir Betschdorf mit dem alten Hafnernamen Krumeich und Sufflenheim, zwei Stätten alter Bauernkunst. Dass sich auch Saargemünd und Vallerysthal hierher begeben haben, nehmen wir ihnen gewiss nicht übel, ist es doch im lothringischen Pavillon, dessen Inneneinrichtung Mitte September noch nicht fertig war, allzu steif und ungemütlich.

Der kleine Raum links des Saales des Handwerks ist von dem Architekten der Strassburger Zivilhospizien Reithler in eine Kapelle umgewandelt, die für das orthopädische Sanatorium am Weissen See bestimmt sein soll. Manchem wird wohl der keramische Altar, ein Werk von Elchinger-Sufflenheim, nicht sonderlich gefallen. Die Diskordanz zwischen ihm und der Kommunionbank von Spindler ist allerdings gross. Zwei schmale Fresken bilden die einzige Wanddekoration. Das eine, der hl. Erhard einen Jüngling tröstend, stammt von dem lothringischen Rompreisträger Untersteller, dessen Meisterwerk, der hl. Sebastian, im städtischen Museum von Metz Aufnahme gefunden hat (Abb. Elsassland 1928, S. 380). Kuder malte die hl. Odilia, eine Jungfrau heilend. Mir scheint es, als ob Kuders etwas eckige, knorrige, derbe Technik für Darstellungen dieses Inhalts und Formats weniger geeignet sei. Man betrachte nur die Hände. Es sei mir gestattet, in diesem Zusammenhange auf eine Handstudie hinzuweisen, die in der deutschen Abteilung des Kunstpavillons hängt, ein Werk von Constantin Gerhardinger: zwei feine geistvolle Hände, wohl die besten der ganzen Ausstellung (Nr. 5 des Katalogs). Besondere Beachtung verdienen die nach Entwürfen des Colmarer Kunstmalers Gall ausgeführten Fenster und der ausgezeichnete von Reithler entworfene Kandelaber. Nennen wir zuletzt, ohne damit das Inventar vervollständigen zu wollen, das prächtige Gittertor.

Dem Haupteingang gegenüber liegt der wenig geräumige Saal der Volkskunde. Er hätte ein kleines Museum werden können. Wir freuen uns über ein in der Mitte aufgestelltes Modell einer Frau, die Gertweiler Lebkuchen verkauft. Im Hintergrund sehen

wir an kleinen Modellen elsässische Trachten, die angeblich noch getragen werden. Sie sind von der Vereinigung für die Erhaltung der elsässischen Tracht ausgestellt, der wir vollen Erfolg wünschen. Hoffentlich bestrebt und erreicht sie auch, dass bei offiziellen Empfängen und Feierlichkeiten — historische Festzüge und Trachtenfeste wollen wir gerne ausnehmen — nur solche Personen in Landestracht mitwirken, die sie auch sonst tragen.

Hier finden wir wieder Waren aus Betschdorf und Sufflenheim, auch die Firma Ernewein-Maursmünster ist vertreten. Bilder elsässischer Maler zieren die Wände. Wir sehen u. a. Allenbach mit einem Hafen- und einem Stadtbild. Eine seiner Landschaften hätten wir gerade hier vorgezogen, zumal er im Saale des Handels und der Industrie sein Können auch auf einem Gebiete bewies, das früher nicht zu seinem Tätigkeitsfelde gehörte. Ein anmutiges Bild von Hansi zeigt, — es mag etwas absurd klingen und ist doch so — wie sehr dieser malende Zeichner, wenn er die ausgetretenen Wege politischer Satire verlässt und stillere, einsamere Pfade geht, mit den Malern der deutschen Biedermeierzeit, einem Moritz von Schwind, einem Spitzweg verwandt ist. Ein wenig Mondschein, ein wenig Duft der blauen Blume, ein wenig altmodisches Spiessertum, ein wenig romantischer Humor. Nennen wir noch im Vorübergehen Aug. Cammissar, den Maler des Weinlandes, und den grundehrlichen Graphiker Aug. Dubois. In einer Ausstellung, die den Titel «Kunst und Technik» führt, hätte ein Farbeinzeldruck (Monotype) Allenbachs und ein Farbenholzschnitt Loeschhorns nicht fehlen sollen. Hier in diesem Saale wäre der rechte Platz gewesen für den ausgezeichneten, 1933 gemalten Bauern Gust. Stoskopfs, der im grossen Kunstpavillon der Ausstellung unsere Aufmerksamkeit fesselt, ein Meisterwerk von klassischer Klarheit und Schönheit, das uns ungetrübte Freude macht (vgl. auch seinen «Dorfmaire», Kunstbeilage im Januarheft 1927 dieser Zeitschrift). Snobs mögen die Nase rümpfen ob dieses Urteils. Das ändert nichts daran, dass in dieser Weltausstellung Futurismus, Kubismus, Dadaismus und wie diese Theorien und Produkte einer dekadenten Aesthetik, einer perversen Kunstauffassung alle heissen mögen, weit ins Hintertreffen geraten sind. Das Wort «Kunst» kommt von «können». Hier haben wir es aber meist mit einem mehr oder weniger temperamentvollen Experimentieren zu tun. Wie weit sind wir doch von 1925, wo uns auf der Ausstellung der dekorativen Künste zu Paris die Italiener in Riesensälen ihre kubistischen Tollheiten vorführten. Jetzt blieb es den Polen (Makowski, Pronaszko) und Tschechoslowaken (Kupka, Filla,



Phot. T. Moser Das elsässische Haus auf der Pariser Weltausstellung

Styrsky) überlassen, uns Tafeln zu zeigen, die wir mit Irrenarbeiten und Kindermalereien auf eine Stufe stellen können.

In dem Saale der Volkskunde finden wir auch einen Teil der elsässischen Literatur aus jüngster Zeit, Werke in französischer und deutscher Sprache harmonisch vereint. Welche Fülle! Wir sehen da Veröffentlichungen der verschiedenen Fakultäten der Strassburger Universität, der Elsass-Lothringischen Wissenschaftlichen Gesellschaft, der Vereinigung elsass-lothringischer Schriftsteller, der Revue d'Alsace, des Alsatia-Verlages, des Archivs für elsässische Kirchengeschichte, des Vereins der Denkmalpflege, einer Anzahl lokaler Geschichtsvereine und viele Einzelwerke, periodische Veröffentlichungen, unter denen unsere Monatsschrift nicht fehlt. Wie viele Besucher werden staunen über den Reichtum und die Mannigfaltigkeit unserer literarischen Pro-

duktion. Und noch ist bei weitem nicht alles da. Es fehlt Wichtiges, z. B. ein spezifisch elsässisches Buch, das prächtige zu Weihnachten 1931 erschienene volkskundliche Heimatbuch unserer elsässischen Heimatforscher Joseph Lefftz und Alfred Pflieger: «Elsässische Weihnacht». Wir vermissen ferner den «Neuen Elsässer Kalender», der seit Jahren eine der bedeutendsten folkloristischen Veröffentlichungen unserer Region ist, nachträglich aber doch noch, wie wir hören, den ausgestellten Werken beigelegt worden ist.

Ein Nebenraum gibt uns in grossen Kohlenzeichnungen elsässischer Künstler Aufschluss über die Tätigkeit von Handel und Industrie. Auch hier wird sich der fremde Besucher wundern über die Ausdehnung dieser Zweige unseres öffentlichen Lebens. Zwei Modelle inmitten des Saales veranschaulichen Einrichtungen des Strassburger Hafens.

In einem anderen Seitenraum sehen wir ein Diorama der Kaliwerke. Wir steigen mit dem Förderkorb hinab in die Grube, verfolgen die Arbeit der Bergleute, wie sie mit Hilfe der modernen Technik die Steinmassen sprengen und auf ihren Wagen das gewonnene Rohsalz abtransportieren.

Von dem Hauptsale führen Treppen hinauf, einerseits zu der Ausstellung der Werke von Pechelbronn, die im kleinen wiedergegeben und im Durchschnitt an der Arbeit gezeigt werden, andererseits zu dem dem Territorium von Belfort gewidmeten Raume, wo ein Diorama die alte Festung im Schnee darstellt.

Unter all dem befinden sich die ausgedehnten Wirtschaftsräume, die einen Besuch reichlich lohnen. Dem Leiter des elsässischen Hauses, Herrn Charles Houpert-Strassburg, danke ich an dieser Stelle herzlich für die freundliche Führung. Auch hier waren elsässische Künstler am Werke. Im Hauptsale, der in Bezug auf Anlage und Ausstattung der bestgelungene und eindrucksvollste ist, sehen wir über den Türen Bilder unseres bekannten Bauernmalers Ph. Kamm. In der Loggia gibt der farbenfrohe Lucien Haffen Augenblicksaufnahmen einer Prozession in Geispolsheim und eines Dorftanzes in Miesenheim. Im Bankettsaal hat Iske eine Art Bacchanal auf die Wand projiziert, das hoffentlich den Bacchanten von Fleisch und Bein kein Kopfzerbrechen verursachen wird. Paul Welsch schildert uns im Verbindungsgang zwischen Hauptsaal und Bierzimmer in seiner Weise einen Erntetag im Kochersberger Land. Dieses Bierzimmer beherbergt wohl das beste Wandgemälde des Gebäudes, eine mit sicherer Hand wuchtig hingeworfene Komposition von Luc. Hueber. Um den auf hohem Fass thronenden Gambrinus springt und tanzt die Schar der Zecher. Man meint, der Geist jener alten Flamen, jener lebensfrohen Gesellen, die ein Jordaens (ich denke an «le roi boit» in Brüssel), ein Brouwer auf der Leinwand festgehalten hat, sei in diese Elsässer gefahren. Alles ist Leben, Kraft und Saft, Lust und Freude, jeder Kopf eine Charakterstudie, die, aus dem Gesamtbild genommen, für sich Geltung und Wert hätte. Wir erkennen den Künstler unter den Feiernden, im Hintergrund Cammissar, vorn Allenbach. Hoffen wir, dass dieses Bild einmal die Apsis einer elsässischen Bierhalle zieren wird.

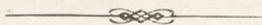
Dort, auf erhöhtem Platze, bei richtiger Beleuchtung, dort müsste es weiter leben und wirken.

Dass der elsässische Tourismus die schönsten Bilder des Landes zeigt, ist selbstverständlich. Etwas, was uns nicht nur in Hinsicht auf unser Land, sondern in der ganzen Weltausstellung auffällt, ist das Vorwiegen des Lichtbildes. Die tief liegende Ursache dieser Erscheinung scheint eine Reaktion gegen die moderne Kunst in ihren extremen Aeusserungen zu sein, gegen eine Bildnerie, die zu sehr und zu bewusst deformiert hat, gewissermassen eine Auflehnung der Ordnung gegen die Schrankenlosigkeit, des Gesetzes gegen die Willkür.

In dem umgewandelten Trocadero finden wir bei einem Gang durch die imposante Sammlung von Abgüssen mittelalterlicher Denkmäler liebgewordene alte Bekannte: den Engelpfeiler des Strassburger Münsters, Figuren von seiner Westfassade und eine von dem Südportal. Freilich, ein Abguss kann nie das Original ersetzen. Das sehen wir auch hier. Weder dieser Abguss noch die am Münster aufgestellte Kopie zeigen die Feinheit des im Frauenhaus zu Strassburg verwahrten Originales der «Synagoge», einer der ausdrucksvollsten Skulpturen der Frühgotik, eines der schönsten Kunstwerke aller Zeiten.

Wir wollen Paris nicht verlassen, ohne einer Strassburgerin einen Besuch abzustatten, die zur Ausstellung von London herübergekommen ist. Ein reizendes Hündchen im Arm, begrüsst sie uns nekkisch lächelnd. Es ist «la belle Strasbourgeoise», die 1703 von Nicolas de Larrigillière gemalt worden ist. Frau Meyer-Sassoon in London ist vor kurzem ihre Besitzerin geworden. Wir finden sie jetzt, vorübergehend, unter den französischen Meisterwerken, die zurzeit im neuen prächtigen Palais National des Arts ausgestellt sind.

Dieser Bericht, der sich auf zwei Besuche im August und September stützt, macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Manches wäre noch erwähnenswert, viele Namen wären noch mit Anerkennung zu nennen. Es genügt uns, festgestellt zu haben, dass unser Elsass keinen Vergleich zu scheuen braucht, dass es hier in vielseitiger Gestaltungskraft Zeugnis abgelegt hat von einem optimistischen, zielstrebenden Lebenswillen.



Vom Teufelspakt elsässischer Hexen

Von L. Ehret

Der uralte Hexenglauben, der im Spätmittelalter zu einer wahnwitzigen und verhängnisvollen Volkspsychose ausartete, forderte in den Hexenprozessen auch im Elsass viele bedauernswerte Opfer. Das Kernstück des Hexenwahns bildete der Teufelspakt. Der Glaube an die Möglichkeit der Hexen, mit dem Teufel ein Bündnis eingehen zu können, um mit ihm in geschlechtliche Verbindung zu treten, war vor dem 13. Jahrhundert noch nicht in den Hexenbegriff übergegangen. Vom 14. Jahrhundert ab ist das Teufelsbündnis in dem allgemeinen Volksaberglauben zur feststehenden Anschauung geworden.

Zur Anknüpfung der Beziehungen sucht der Teufel seine Opfer auf in Haus, Hof und Werkstatt, auf der Strasse, im Garten und Feld, in den Reben und im Walde. Geschickt weiss er den Augenblick zu wählen, wo bei den ausersehenen Opfern seelische und materielle Sorgen die Widerstandskraft geschwächt hatten. Wir geben im folgenden eine Reihe von Beispielen. Wo bei Hexennamen besondere Angaben fehlen, ist als Quelle das Stadtarchiv Gebweiler anzusehen. So erscheint er als Retter und Tröster bei häuslichem Unfrieden und Misshandlungen der Frau durch den Mann (Hallerin, Wyllerin), bei Armut und Kümernis (Binzlerin). Bei alleinstehenden Witwen mit grossem Kindersegen (Zollerin), bei drückender Schuldenlast (Moritzin), bei schwerer, drückender Arbeit (Rimlerin), bei schweren Schicksalsschlägen (als dem Kohler im Münstertal seine Hütte verbrannt war). Im Molsheimer Blutbuch erscheint er den durch schwere Schicksalsschläge «trostmütig» gewordenen Frauen, z. B. beim Tode eines Kindes, oder wenn langes Regenwetter die Einbringung des Heues unmöglich machte, ganz besonders jedoch, wenn sie ehebrecherischen Gedanken nachhingen.

Um seine wahre Natur nicht zu verraten, zeigt sich der Verführer bei seinem ersten Erscheinen in schmucker Gestalt, meist grün oder schwarz gekleidet, manchmal mit hohem Federbusch (Zieglerin). Der Kuellmann naht er sich in schönem, schwarzem Samtkleide, der Böringerin in Silber und Gold, der Luttringerin als schöner, junger Edelmann mit einer Feder auf dem Hute, in Hagenau wie ein Schreiber, der Hallerin in Gebweiler in rotem Kleide, der Frau Nikolaus Simon aus Hochfelden in Gestalt eines Liebhabers. Auf ihre Frage, wer er sei, entgegnete er: Er sei der leib-

haftige Teufel und heisse Hemmerlin. Später zeigte er sich ihr in grünem Kleide, grünem Hut und Federbusch. Die Frau Wittib, Kingolds Witwe aus Hochfelden, sah ihn als schmucken Soldaten, in roten Hosen, grünem Hut mit Federbusch. Im Molsheimer Blutbuch nimmt der Verführer die Gestalt eines «einäugigen» Pfaffen oder eines schmucken Studenten an. Der Conradin verheimlichte er seine wahre Natur nicht. Er stellte sich ihr gleich als «Diabolis», Verführer der Welt, vor. Den Männern naht sich der Teufel in Frauengestalt, dem Martin Wagner als «schön geziertes Weib», dem Mattmann als ein «schön geziertes Mädchen» in grünem Rock.

Das urplötzliche Erscheinen des Teufels versetzte seine Opfer so in Schrecken, dass sie unwillkürlich ausriefen: «O Gott, o Jesus!» Das waren natürlich für Teufelsohren keine angenehmen Laute. Er verschwand daher so rasch, wie er gekommen war, manchmal einen unsäglich üblen Gestank zurücklassend (Kohler), bei Mattmann mit einem solchen Getöse, als wollte der ganze Wald zusammenbrechen. Auch die Hochfelder Hexen haben ihn mehrmals mit dem Rufe «O Jesus» hinweggesegnet. Gleich einer verscheuchten Fliege war der Teufel bald wieder zur Stelle und wusste durch erneute, verlockende Versprechungen seine Opfer dazu zu bringen, dass sie, wenn auch lustlos, seines Willens wurden. Auf Einzelheiten können wir nicht eingehen. Nur auf den in allen Hexenprozessen immer wiederkehrenden Umstand, dass der Buhle immer kalter Natur war, sei hingewiesen. Die Folter kam nicht zur Ruhe, bis die unglücklichen Opfer sich zu diesem Bekenntnis bequemen. Die Zollerin, die lange beteuerte, sie sei nur im Traume verführt worden, musste mehrmals aufgezo-gen worden, bis aus dem Traume zur Befriedigung der Inquisitoren Wirklichkeit geworden war. Ebenso bei der Täschin, die lange hartnäckig behauptete, nur mit dem Nachbarn Thenge zu tun gehabt zu haben. Sie hätte dies dem Pfarrer Michael gebeichtet. Auch da machte die Folter aus dem Nachbar einen Teufel. So wurden überall unter den Händen der Richter Ehebruch und andere sittliche Verfehlungen, so wie auch Diebstahl, Raub und Mord, als Hexenwerk beurteilt. Kein Lebensalter schützte die Opfer vor den Versuchungen des Teufels. Die achtzigjährige Binzlerin fand für sonderbar, dass der Teufel an einer Frau ihres

Alters Gefallen finden könne und riet ihm treuherzig, sich doch lieber eine Junge zu suchen. Auch in Hochfelden meinte die Frau Peter Kehl, die nichts weniger als schön war, dass der Teufel doch hübschere Köpfe finden könne. Sie hat ihn zweimal «hinweggesgnet» mit dem Ausrufe: «O Jesus».

Nach den ersten Besuchen verlangte der Teufel von seinen Opfern das Homagium: Sie huldigten ihm als ihrem Herrn und Gebieter und gelobten in allem treue Gefolgschaft. Im Steintal musste Frau Dimanche von Neuweiler ihren Herrn und Meister auf den Knien verehren. Die Clandate, Frau des Schmiedes Harso von Truchi, a adoré le diable en inclinant la tête à la renverse. Die Abschwörungsformel bestimmte gewöhnlich ein Vorspruch des Teufels. Manchmal ist die Formel in einen Reim gefasst, wie z. B. in Ballbronn, wo es hiess:

Hier stehe ich auf dem Mist,
Verleuge Gott und Jesum Christ.

In vielen Prozessen kam das von dem Teufel verlangte Homagium meistens in der Weise zum Ausdruck, dass sie sich von Gott und allen Heiligen lossagten, so heisst es z. B. bei der Rimlerin: «Ich verleugne mich Gottes, der lieben Mutter Gottes und aller Heiligen.» Diese Formel genügte dem Kohler nicht, er tat dies gründlicher mit den Worten: «Jetzt will ich abstehen von meinem Herrn und Gott, in dessen Namen ich getauft bin, und der mir Leib und Seele gegeben hat. Ich verleugne mich seinen Heiligen und allem Anhang und meiner Taufe.» Die Kuelmann musste sich auf Geheiss des Teufels folgender Weise an Gott wenden: «Du Götze, du bist nicht mein Gott, du hast mich nicht erschaffen, jetzt ist der Böse mein Gott.» Statt mit andern Leuten in der Kirche zu beten, sollte sie immer nur sprechen: «Rossdreck». In ähnlicher Weise hatte die Dubenattin von Neuweiler auf des Teufels Geheiss in der Kirche bei Verlesung des Evangeliums bei jedem Worte zu sprechen: «Bou, das heisst, du hast gelogen» (Steintal).

Mit nicht zu überbietender Zähigkeit forschten die Inquisitoren nach dem Wortlaut der Abschwörung. Zu diesem Zwecke liessen sie die Folter so lange ihr trauriges Werk verrichten, bis sie Befriedigung erlangt hatten. Es war ihnen nicht genug, dass die Büchin bekannt hatte, dem Teufel Blut und Fleisch, Leib und Leben und die Seele versprochen zu haben, man wollte noch weitere Versprechungen kennen lernen. Die Gefolterte hatte trotz ihrer Qualen doch soviel Geistesklarheit ihren Peinigern zu erwidern: «Ist es denn nicht genug, dass ich dem Teufel Leib und Seele versprochen habe? Was hätte ich ihm sonst noch

versprechen sollen?» Die Binzlerin und die Luttringerin meinten besser wegzukommen, wenn sie beteuerten, dass die Abschwörung nur mit dem Munde und nicht mit dem Herzen erfolgt sei. Die Folter brachte zuwege, dass bei der Abschwörung auch das Herz beteiligt war. Manchmal machten die Hexen bei der Abschwörung einige Vorbehalte. Nach dem Molsheimer Blutbuch bekannte eine Angeklagte, alle Heiligen verleugnet zu haben, mit Ausnahme des heiligen Michael, Patron von Hindisheim. In Schlettstadt will eine Angeklagte nur die Vorsehung verleugnet haben.

Nachdem Frau Phillip von Rothau ihre Taufe verleugnet hatte, taufte sie der Teufel von neuem, wobei sie den Namen Schwarzteufel erhielt. Bei der Frau Marie Wildin von Türkheim kam dem Teufel der Name Maria zu heilig vor, weshalb er sie aufs neue auf den Namen Hündle taufte. Die Namengebung erfolgte nicht allein bei Frauen, auch der Teufel erhielt seinen Namen. In allen Hexenprozessen deutscher Zunge werden als Teufelsnamen die Namen «Peterlin», «Kräutlin» und «Hämmerlin» genannt. J. Grimm meint, dass diese Bezeichnungen auf die Namen elbischer Naturgeister zurückzuführen sind, Hemmerlin war der Name eines kunstreichen Zwergs. Noch heute bezeichnet dieser Name einen Allerweltskünstler. Auch bei den einheimischen Hexen von Gebweiler treten diese Namen auf. Bei den eingewanderten Personen nannte sich der Böse «Oberlin», «Silberlin», «Beelzebub», «Theiss», «Knoblauch», «Federlin», «Kreyfüsslin». In Ensisheim führt der Teufel noch die Namen «Rotmenlin», «Hemmerlin», «Grässlin», «Jaegg», «Vögelin», in Bergheim «Volland», «Kochlöffel», «Ziegelscherb», «Strohbutz», «Schiffmann», «Hammer». Im Molsheimer Blutbuch kommen noch die Namen «Hämmerling», «Federwisch», «Federlin», «Kehrwisch», «Hetrich», «Vicedomus», «Nikodemus», «Schlumperle» vor. Im Steintal waren die Namen «Percin», «Joli» oder «Joliatte» allgemein. In Hagenau nannte er sich «Volland», «Blatt», «Stein», «Vederle», «Gützele», «Flederwisch», «Reissel», «Fädle», «Aesterle», «Kitzil», «Kitzin», «Blättle», «Vögelin». In Türkheim treten folgende Namen auf: «Pottle», «Bueblen», «Eichenlaub».

Den Vollzug des Paktes bekräftigten gewisse rituelle Formeln und Handlungen. Der Hallerin versetzte der Teufel auf den Kopf einen so herben Streich, dass sie ihn bei der Inquisition noch verspürte. Zur Boringerin sagte der Verführer: «Du bist jetzt mein», und drückte ihr dabei die Hand so fest, dass sie den Druck acht Tage lang empfand.



Phot. H. Berg

Aus Geudertheim

den hatte. Der Kohler erhielt an die Stirn drei Streiche, unter dem Bekräftigungsspruch: «Jetzt ist die Sache richtig und schlichtig». Der Frau Phillip von Rothau schlug der Teufel den Hammer auf den Kopf. In Bergheim machte sich eine Angeklagte einen Schnitt in die grosse Zehe des linken Fusses und verschrieb sich ihm mit dem der Wunde entnommenen Blute.

Man erblickte in der Hexerei eine verhöhnende Nachäffung des Christentums. Nach der Offenbarung des hl. Johannes tragen die Getreuen Gottes das Zeichen des Heils an der Stirn. So mussten auch des Teufels Anhänger sichtbar gezeichnet sein. Wo der Böse seine Opfer angriff, zeigte sich auch das Stigma diabolicum. Die Frage nach diesem Griff fehlte bei keiner Inquisition, und der Richter hatte zur Feststellung dieses Zeichens den Körper der Angeklagten aufs Genaueste zu untersuchen, wobei auf die Verletzung des Schamgefühls nicht im Geringsten Rücksicht genommen wurde. Jedes Muttermal, jede Warze oder Narbe erkannte man als das Teufelszeichen. Da steckte der Meister seine «Glufen» hinein bis zum Kopf. Sofern die Angeklagte den Stich nicht empfand und durch ihn keine Blutung erfolgte, war nach Ansicht der Inquisitoren der Teufelsgriff trotz der gegenteiligen Beteuerungen der Angeklagten unzweifelhaft entdeckt. Die Messerschmittin, bei der man

das Zeichen am rechten Arm fand, suchte geltend zu machen, dass das vermeintliche Teufelszeichen ein Muttermal und zwar ein Katzenwadel sei, dadurch entstanden, dass ihre Mutter seinerzeit heftig erschrocken ist, als der Knecht der Katze mit einem Beil den Schwanz abhieb. Auch die Büchin wehrte sich entschieden dagegen, dass man ihre Halsnarben als Stigma wertete. Dieses Zeichen sollte von der Pestilenz herrühren, womit die Angeklagte behaftet war, als sie noch als Magd diente. Eine Hausgenossin der Zollerin sagte gegen diese aus, sie hätte sich gerühmt, das «Zeichen» auf dem Kopf zu haben. Es sei ein glückhaft «Zeichen», das sie nicht um hundert Kronen gäbe.

Nach Abschluss des Paktes brauchte der Teufel seinen Opfern gegenüber keine Verführungskünste mehr spielen zu lassen. Er erschien von jetzt ab in scheusslicher Gestalt mit unflätigem Gesichte (Binzlerin), mit wüsten Saufüssen (Mattmann), bei der Moritzin mit Geissfüssen. Im Molsheimer Blutbuch wird von einem Gäns-, Geiss- und Kalbsfuss und einem Hahnenhaken gesprochen. Im Steintal hatte er Spaltfüsse wie ein Ochs, einen kleinen Bart, grosse Augen, fingerlose Hände wie Bärenatzen mit langen Krallen, dichtbehaarten Schopf, lange Nase und spitzige Ohren. In Hagenau hat Margareta von Tangolsheim den Teufel nicht anders gesehen, als wie er «gemalt» ist. In

Colmar spricht die Katharina Huger von wüsten Gänsfüßen. In Bergheim erschien der Teufel als langer Kerl mit schwarzem Angesicht und einem Federhut. Er hat eine lange, feuerige Zunge, die er gegen die Opfer ausstreckte. Zu seinem wüsten, ungestalten Aussehen hatte er noch eine hohle Stimme wie ein Hund (Kündtlerin). Seine seltsame Sprache konnten nur die verstehen, die mit ihm zu tun hatten (Zieglerin).

Befristete Verträge, d. h. solche, die nur für eine bestimmte Zeit galten, sind sehr selten. Der mehrfach genannte Kohler hatte einen solchen auf acht Jahre abgeschlossen. Als Pfand für die richtige Einhaltung des Vertrages verlangte der Teufel das rechte Auge und den kleinen Finger der rechten Hand. In Gebweiler spricht man von einem solchen Verträge im Jahre 1671, 48 Jahre nach dem Tode des letzten Hexenopfers. Georg Willy von Gundolsheim streckte im Spital zu Gebweiler in der Neujahrsnacht in vollständig betrunkenem Zustande die Hand zum Fenster hinaus mit dem Rufe: «Komm, Teufel, hole jetzt den kleinen Finger, denn er gehört dir.» Vor Gericht gestellt und peinlich verhört, bekennt nun Willy, vor sieben Jahren auf dem Kreuzweg durch eine mit eigenem Blute geschriebene Handschrift mit dem Teufel folgenden Pakt geschlossen zu haben: «Der Teufel gibt mir vier Taler und eine Karte, mit der man im Spiel gewinnen muss. Dagegen verspreche ich ihm Leib und Seele, wenn ich innerhalb der sieben Jahre sterben sollte. Ueberlebe ich aber diese Zeit, so soll der Teufel nur den kleinen Finger meiner rechten Hand erhalten.»

Wenn für derartige Vergehen in Gebweiler auch keine Scheiterhaufen mehr errichtet wurden, so bekam Willy seinen dummen Streich doch mit einer empfindlichen Strafe zu sühnen: Zwei Monate Türmung, die übliche Kirchenbusse mit zwei Wachskerzen, Auspeitschung mit Ruten durch den Scharfrichter, ewige Landesverweisung und Bussfahrt nach Einsiedeln, wo er sich bemühen sollte, mit Gottes Gnade und der Mithilfe der Religiösen vom Teufel die Handschrift zurückzuerhalten. Es herrschte nämlich der Glaube, dass der Teufelspakt nach Zurückerlangung oder Zerreißung der dem Teufel übergebenen Handschrift hinfällig wurde. So hat also der Glaube an den Teufelspakt die systematischen Hexenverfolgungen noch lange überdauert. Als 1679 die Obervogteistelle in Luders neu zu besetzen war, konnte die Bitte des jungen Herrn von Pflug, des Sohnes des früheren Obervogts von Gebweiler, auf Verleihung dieser Stelle keine Berücksichtigung finden, weil der Bewerber

im Geruche stand, «ein pactum cum diabolo» eingegangen zu sein. Wiewohl der Bewerber, wie es hiess, sich von dem Pakte wieder freigemacht hatte, konnte er für genannte Stelle doch nicht in Betracht kommen, «weil er sehr oft neben dem Weg der Wahrheit spazieren ging und so viele Schulden gemacht hatte, dass er sie schwerlich mehr würde bezahlen können.»

Nach den Bestimmungen des Paktess hatten des Teufels Dienerinnen und Diener vom frühen Morgen bis zum späten Abend und zu jeder Stunde des Dienstes ihres Herrn und Meisters gewärtig zu sein, und zwar nicht allein zur Vollziehung des bekannten «Kaiben- und Schelmenwerks», sondern auch zur Verübung mannigfacher Malefizien, wozu ihnen der Teufel die Zaubermittel an die Hand gab. Martin Wagner und Mattmann hatten «sodomitisch» zur Stelle zu sein. Als guter Geigenspieler musste ersterer ausserdem zeitweise dem Teufel noch aufspielen. Vom Mattmann forderte der Teufel, dass er seine Frau fortjage und als Weib die Person annehme, die der Böse ihm zuführe.

Der Verführer erwies sich in den Paktess als arger Betrüger. Die Opfer, die aus ihrer traurigen Lage befreit und in des Teufels Gefolgschaft nur «gut Leben» haben sollten, blieben ihrem traurigen Schicksal überlassen. Er hatte ihnen Geld und Gold genug versprochen, zahlte aber ihre Dienste in trügerischer Münze. Die zwei Kunischen Taler, womit der Teufel die Zollerin entlohnte, erwiesen sich andern Tages als Nusslaub, die Lurer Vierer der Wyllerin verwandelten sich in Eichenlaub. Eine solche Wandlung hatten auch die Handvoll Taler durchgemacht, mit denen die Moritzin ihre Schulden zahlen wollte. Bei der Luttringerin wurde das Teufelsgeld zu Kot, in Hagenau zu Rechenpfennigen, Scherben, Rosskot, in Münster zu Zwiebelschalen, in Türkheim zu gelben Zahlpfennigen.

Von den Geldstücken, die Madeleine von Waldersbach von dem Teufel erhalten hatte, war nur eines gut. Auf die Vorwürfe, die die genannte Witwe dem Teufel wegen dieses Betrages machte, erwiderte er, es sei so seine Art, die Leute mit falscher Münze zu bezahlen. Bei der Katharina Zimmermann von Brunstatt verwandelte sich das Geld in Staub, bei der Else Rhüe in Plappert, Batzen und andere kleine Münzen.

Die letzte in Colmar 1649 verbrannte Hexe, Katharina Huger, hiess der Teufel in seine Tasche greifen, die voller Goldstücke war. Sie verbrannte sich arg die Finger, weil sich die Goldstücke inzwischen in glühende Kohlen verwandelt hatten. Ausnahmsweise erhielt nach dem Molsheimer Blut-

buch eine Angeklagte zwei Schilling gutes Geld, mit dem sie sich Brot kaufte.

Der Teufelspakt verpflichtete die Hexen nicht allein zur Abschwörung Gottes, sondern auch zur Verachtung und Schändung der hl. Eucharistie. Bei keiner Inquisition fehlte daher die Frage, ob die Angeklagten jährlich gebeichtet und kommuniert haben, und ob, bejahendenfalls, dabei dem hl. Sakramente keine Unehre angetan worden ist. Die meisten bekennen, die hl. Kommunion jährlich einmal empfangen zu haben, weshalb sie vom Teufel arg geschlagen wurden (Gewinnerin). Andere haben durch des Teufels Macht die hl. Hostie «übel hinabschlingen können» (Lemmer). Etliche wieder haben dies gar nicht vermocht. Der Kohler, der in den sieben Jahren, seitdem er in Lautenbachzell ansässig war, die hl. Sakramente einmal empfing, nahm die hl. Hostie wieder aus dem Munde, steckte sie in den Hosensack und verbarg sie später in einer Baumspalte. Die Kuelmann hat das «Nachtmal» mehrmals geschändet. Einmal nahm sie die hl. Hostie in das Schleiertüchlein, warf sie auch einmal in den Weihwasserstein, ein andermal in den grossen Weihwasserkessel beim Oelberg und auch einmal in des «Pfarrers selig Begräbnus». Die Magd der Treubelwirtin in Hagenau bekennt, dass ihr ihre Meisterin verboten hätte, vor dem Kommunizieren Hände und Mund zu reinigen. Der Glaube an ein von den Hexen an der Kommunionbank begangenes Sakrilegium hatte zur Folge, dass man

sich da gegenseitig scharf beobachtete und beargwohnte. So hatte beispielsweise der Kohler der Hallerin am «Fürgehen» angesehen, dass sie eine Unholdin war. Die Rimlerin hat beim Beichten niemals bekannt, dass sie eine Hexe sei. «Ist sie denn keine?» fragten sofort die Inquisitoren. Die Angeklagte verneinte, es dauerte aber nicht lange, so war durch die Macht der Folter aus der Verneinung eine Bejahung geworden. Dem hl. Sakramente hat die Beklagte niemals Unehre angetan. Zur Ueberwindung des Bösen hat sie, ehe sie «zugegangen» ist, das St. Johannis Evangelium zu sich genommen, vorher neun Tage gebetet und drei Tage gefastet. Zudem zündete sie dann noch jeden Samstag ein Wachskerzlein an, dass Gott der Allmächtige ihr die Verführung verzeihe. Die Entweihung des hl. Abendmahles kam besonders im Steintal vor und diente malefizischen Zwecken. Georgette, Frau Jehan, nahm auf Geheiss ihres Buhlen Percin beim Kommunizieren dreimal die hl. Hostie aus dem Mund und übergab sie ihrem Verführer. Nach dem Bekenntnis des Valentin Jardon verbrannte der Teufel die ihm übergebene Hostie zu Asche und mischte diese in das Malefizpulver.

Die menschenunwürdige Hexenverfolgung hat ein Ende gefunden, nicht aber der Hexenglaube, der leider auch heute noch nicht ausgestorben ist und aus alten Wurzeln immer wieder neu aufwuchert.

Elsässer Totenmal

Du neigst dein Antlitz gleich der Schmerzreichen,
Von Gram erfüllt und Leiden grenzenlos,
Zu deinen Söhnen hin, den heldengleichen.
Du siehst der müden Kämpfer Stirn erbleichen
Und sterbend betten sich an deinen Schoss.

Dir ist, o Mutter, deine Brust zerrissen,
Dein Antlitz trägt des Grames herben Zug.
Dein stummer Mund erzählt von Bitternissen,
Die Du nur kennst, um die nur Mütter wissen,
Geheimen Wunden, die das Schicksal schlug.

Du siehst die müden Kämpfer nun erblasen
Und sterbend sinken an der Mutter Schoss.
Schon erdenfern, erlöst von blindem Hassen,
Will noch die Hand des Bruders Hand umfassen.
Doch du, die wahre Heldin, still und gross,
Erhaben duldest du der Mutter Los.

Georges Dub

Das zersprungene Glas

Eine altelsässische Sterbesage

Im Elsass wohnte vor etlichen Jahren ein vornehmer und reicher Edelmann, welcher aus seinem Schloss neun Dörfer, so ihm unterthänig, mit einer Büchsen erreichen konnte. Dem wies Gott an einem Glase, wie zerbrechlich das menschliche Leben sei.

Sein täglicher Gebrauch war, dass, wenn er sich des Mittags zu Bett gelegt, er einen chrySTALLenen Pokal voll rothen Weins auf den Tisch stellen liess, dass er sich nach dem Schlaf erquickte. Einmal legte er sich mit vollem Verstande und guter Gesundheit nieder und geräth, ich weiss nicht wie, in die Gedanken von der Ewigkeit, welche ihn nicht schlafen liessen.

Indem er mit diesen Gedanken umgehete und das vor Augen stehende Glas eigentlich ansieht, klinget dasselbige alsbald, als würde es geschlagen, da es doch niemand berührt, springet von freien Stücken mitten entzwei und schüttet den Wein auf den Tisch.

Er, durch solches unverhoffte Spektakel erschreckt, giebt mit dem Glöcklein ein Zeichen. Die Knechte kommen und fragen, was er wolle. Denen erzählt er mit zitternder Stimme die Sache, wie es geschehen war, und setzt darzu, als würde sein Leben wie das Glas zerbrechen und seine Seele wie der Wein ausgegossen werden.

Die Diener trösteten ihn und hiessen ihn die traurigen Gedanken wegthun mit dem Zusatz, das Glas müsse einen Mangel gehabt haben, wäre ohngefähr zerbrochen. Und damit sie ihm anders wohin seinen Sinn lenkten, thun sie das zerbrochene Glas aus seinen Augen weg und stellen ein anderes, ebenfalls mit rothem Weine angefüllt, an die Stelle, rathen ihm, dass er sich wieder zur Ruhe begeben.

Als der Herr sich gelegt, gehen die Diener weg, aber nicht gehet mit weg die Traurigkeit; denn ihm stets die Gedanken eingekommen: Wer weiss, ob nicht auch mir der Untergang so geschwind vorhanden ist? Wie, wenn mir Gott hiemit ein Zeichen gebe, dass mein Todt vorhanden, zumalen Gott andere auch vor dem Tod zu warnen pfliget? Und indem er sich mit dem Gedanken schläget bei einer

halben Stund lang, da zerspringet wiederum das andere Glas mit hellem Schalle und geust den rothen Wein auf den Tisch.

Derhalben befällt den Herrn noch ein grössers Schrecken, rufet den Knechten und seiner Frauen und befiehet, dass sie alsbald von dem nechsten Dorf den Geistlichen holen sollten. Denn um den Leib wäre es schon geschehen nicht anders als um das andere wunderbarer Weise wieder zerbrochene Glas, so nichts anderes andeutete als die Zerbrechlichkeit seines Lebens und seinen Untergang.

Durch diese Rede des Mannes ist die Frau mehr als durch das Wunder selbst bestürzt worden. Und als sie sich lang bemühet, den Mann zu bereden, dass er dem Traum nicht glaubte, verheisset sie endlich, sie wolle den Pfarrer berufen lassen. Unterdessen, damit der Unmuth bei dem Mann gestillet werde, heisset sie das dritte Glas hinsetzen und zuvor wohl ansehen. Also schicket sich der Mann wieder zum Schlaf. Die Frau, weil sie vermeint, es sei eine vergebliche Einbildung, hat nach dem Beichtvater zu schicken unterlassen. Kurz hernach zerbricht auch das dritte Glas.

Da zweifelt nun der Herr weiter nicht, bat die Knechte und Frau hoch, dass sie den Beichtvater beriefen, es wäre wenig Zeit übrig, er begehrte, seiner Seligkeit wahrzunehmen, darum sollten sie doch eilen und nichts verabsäumen.

Allein was glaubet die Welt weniger als ihre Gefahr? Die Dämmerung ist auch die Dämmerung des Lebens bei dem Herrn gewesen. Denn bei Lichteintragen fänget er an sehr blass zu werden. Der Knecht mit den geschwinden Pferden wird fortgeschicket, den Pfarrer zu holen. Der Knecht reitet irre und schweifet die ganze Nacht in einem Walde herum, da unterdess der Herr um Mitternacht zur Leiche worden.

Aus J. G. Lembach, Todesboten, Siebzehnter Jahrgang, angeblich aus einem elsässischen Manuskript abgedruckt. Die gleiche Geschichte hat J. C. Dannhauer in der Predigtsammlung Hagiologium Festale (Str. 1677) erzählt; wir haben sie daraus in dieser Zeitschrift 13 (1933), S. 94 mitgeteilt.



Bourseau, le revenant sans tête

Par V. Kuentzmann

Lorsqu'en automne la tempête fait rage et arrache violemment aux arbres gémissants leurs dernières feuilles mortes; lorsque les corbeaux joignent leurs cris rauques aux aboiements de la meute du chasseur sauvage; lorsque les dames blanches glissent nuitamment au bord de l'eau et effraient les passants attardés, alors on est bien disposé à écouter au coin du feu des histoires de sorcières et de revenants. Parmi ces légendes locales, voici une qui mérite bien d'être relevée. Il s'agit du revenant Bourseau, connu des anciens dans la banlieue de Rombach et de Lièpvre. Concernant ce singulier personnage, voici ce qu'on raconte de terrifiant à son sujet.

Bourseau vivait à l'époque de la Grande Révolution et possédait une huilerie qui existait encore à la fin du siècle dernier, mais qui fut démolie à la suite. Elle se trouvait sur la route de Rombach-le-Franc dans le canton des Envers à côté d'un moulin qui a cessé de fonctionner, il y a quelques années. On disait que Bourseau avait fait un pacte avec l'esprit malin auquel il avait même vendu son âme. En échange il pouvait se rendre invisible, il était devenu sorcier et magicien. Du temps que sa femme préparait le dîner, il pouvait se transporter sur la côte de Ste-Marie, où il dévalissait les passants. Si ceux-ci refusaient de lui donner la bourse, il les tuait et était de retour déjà pour le dîner. Aussi tout le monde le craignait.

Outre cela il attirait encore les paysans de la vallée et les forçait de lui verser telle et telle somme d'argent ou sinon il ensorcellerait leurs bestiaux et les ferait périr. Comme il était sorcier, les gendarmes ne pouvaient pas le saisir. Quand ils venaient pour l'arrêter, il passait par une ouverture de l'huilerie et aussitôt qu'il toucha terre, il était transporté sur la roche du canton des Envers. C'est là qu'il cachait tous ses trésors volés. On dit que ceux-ci sont encore enfouis au même endroit.

Un jour les gendarmes parvinrent tout de même à l'arrêter dans sa maison, mais il fallait faire attention qu'il ne touchât terre; autrement il était libre. Les gendarmes le garottèrent donc et le chargèrent sur une charrette. Mais par bonheur pour Bourseau qu'il pût mettre un pied à terre. Aussitôt ses chaînes tombèrent d'elles-mêmes et le voilà trans-

porté sur son rocher aux Envers de la Collinière, d'où il narguait les gendarmes en sifflant et en chantant.

Mais rira bien qui rira le dernier!

Insaisissable, Bourseau reprenait ses brigandages encore quelques temps. Cependant en usant de ruse, les gendarmes parvinrent à le prendre pendant la nuit. Mais cette fois-ci ils firent bien attention qu'il ne pût plus toucher terre et le transportèrent en prison. La justice le condamna à être décapité sur le Rain Calvin qui en ce temps était le lieu des exécutions à Lièpvre.

Lorsque le criminel s'est enfin vu sur l'échafaud et qu'il fallait se dire que ses richesses tristement ramassées ne pouvaient pas lui profiter, il promit de monter à ses frais un régiment de cavalerie, si on lui rendait grâce. Considérant cette riche offre, deux cavaliers partirent aussitôt pour Sélestat afin de contraindre les juges à rendre la liberté à Bourseau. En revenant aux Baraques du bas, ils firent signe au bourreau que Bourseau était gracié. Soit que le bourreau comprit mal, ou qu'il ne voulut pas le comprendre, justice fut faite et Bourseau, le terrible brigand, eut la tête tranchée.

On raconte qu'après sa mort on voyait souvent sur la roche des Envers un homme sans tête portant un large chapeau sur les épaules. Des enfants, cherchant du bois mort dans cette forêt, aperçurent un jour ce singulier personnage d'outre-tombe. Saisis de frayeur ils se sauvèrent à leurs parents étonnés qu'ils avaient vu le revenant Bourseau. Dans les veillées d'hiver les anciens vous relatent aussi qu'un homme, en passant nuitamment devant la croix de St-Marc, sur la route de Rombach, avait crié à deux reprises: «Bourseau! Bourseau!» Il eut aussitôt la réponse par deux bons soufflets qui lui firent voir trente-six chandelles.

Quand la température doit changer, on entend aux Envers dans la nuit profonde les aboiements d'un chien en détresse. C'est le compagnon de Bourseau qui revient avec son malheureux maître. Celui-ci est condamné, dit-on, de revenir jusqu'à la fin des temps parce qu'il s'est livré corps et âme au diable. Il doit expier sans trêve ses crimes là, où il a vécu et caché ses trésors volés.

Die Silberbergwerke im Sulzmattental

Aus dem Nachlass von † Theobald Walter

Es war gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, als in den alten verlassenen Bergwerken des Lebertales wieder neues Leben sich zu entfalten begann. Lothringen nahm schon 1486 die Arbeit in seinen Betrieben auf, Rappoltstein zögerte noch und prüfte und schürfte in seinen Gebieten unentwegt weiter. Graf Wilhelm beschränkte seine Untersuchungen nicht allein auf die Markircher Gegend, sondern richtete sein Augenmerk auch auf seine übrigen Besitzungen im oberen Elsass. So liess er Harke und Spaten ins Sulzmattental tragen, wo er die Schirmvogtei des Waldklösterleins Schwarzen-thann samt etlichen Lehen des Bischofs von Strassburg besass. Die beiden Sachsen Martin Gutkäse und Adam Blencher verlegten Heim und Herd aus den Talgebilden von Markirch an die Halden des hintern Sulzmatttales und begannen dort im Frühjahr 1498 ihrer Nachgrabungen. Und siehe, das Glück war ihnen hold. Nicht aber in den Rappoltsteiner Gründen zeigten sich die ersten Funde, sondern im bischöflichen Territorium im Gebiete des Dörfleins Osenbach trafen sie unvermutet silberhaltiges Erzgestein. Dort trieben sie den ersten Stollen in die Tiefe, den sie nach der hehren Patronin der Strassburger Kirche mit dem Namen Unser Lieben Frau Fundgrube belegten. Zugleich schlossen die beiden Bergleute im Sommer 1498 mit Bischof Albrecht die älteste bekannte Bergwerkordnung des Tales Sulzmatt.

Der bischöfliche Herr beanspruchte darin vor allem den ihm zustehenden Zehnten der zu erhoffenden Ausbeute. Das Erz sollte nur auf Silber ausgeschmolzen werden, und davon behielt sich der Bischof das Vorkaufsrecht bis zur Konkurrenz von einem Gulden vor. Die Unternehmer verpflichteten sich zum Bau und zum Unterhalt eines geeigneten Schmelzofens; als Entgelt ward ihnen das Bürgerrecht und die Zollfreiheit in der Mundat gewährt; auch Grubenholz und das Recht, Kohlen zu brennen, ward ihnen bereitwilligst und kostenlos zugesichert, ebenso völliger Freisitz, so lange sich der Betrieb nicht lohne. Bei etwaigen Zwistigkeiten unter den Parteien sollte ausschliesslich das Strassburger Domkapitel zuständig bleiben.

Ueber die ersten Betriebsjahre finden sich keinerlei Nachrichten; sie flossen wohl in mühseligen Unterhandlungen über die Einrichtung einer regelten Ausbeute vorerst erfolglos dahin. Erst 1501

gelang es, eine Gesellschaft zur Nutzbarmachung der erworbenen Konzession zusammenzubringen. Als Teilnehmer traten bei: Merg Thennig, Sixt Sin, Hänselin Metzger, Jerg Baumgarden und der bereits genannte Adam Blencher, durchweg Landesfremde. Sie verteilten unter sich neun recht ungleiche Anteile. Die Seele des Unternehmens war Thennig; der Betrieb sollte sich ausschliesslich auf die Gewinnung von Silber und Kupfer beschränken. Der Vertrag selbst sah eine Arbeitsperiode von zehn Jahren vor.

Aber schon 1505 lagen die Gruben verlassen, die Gesellschaft war aufgelöst. Die Ursache des Misserfolges lässt sich nicht ergründen. Noch im selben Jahre meldete sich ein neuer Unternehmer, Thoninger Ysenschmitt aus Schaffhausen am Rhein. Er erwarb vom Bischof unter den alten Bedingungen das Recht zur Benutzung der älteren Fundgrube zu Unserer Lieben Frau und der neu errichteten Grube zu St. Anna bei Osenbach.

Ueber zehn Jahre schweigen jetzt die Berichte abermals. Ist der Ysenschmitt inzwischen ein reicher Mann geworden oder ist er elendiglich verstorben? Wir wissen es nicht; anno 1515 bewirbt sich eine neue Gesellschaft beim Bischof um die Silbergruben bei Sulzmatt. Es sind dieses Mal Einheimische, die ihr Glück versuchen wollen, die vier Rufacher Bürger Hirn, Haslacher, Rust und Wachter mit Rudolf Meyser, dem Domkapitelschaffner von Sulzmatt, nur der Hüttenmann Leo Tressel war ein Fremdling. Er war auch der einzige, der Fachkenntnisse besass und den Betrieb eventuell zu versichern vermochte.

Der Bischof, der von dem neuen Betriebe grosse Vorteile für sich und das Tal erhoffte, kam dem Versuche bereitwilligst entgegen. Alle bereits den Gesellschaften früher verbrieften Rechte sollten bestehen bleiben. Selbst das Umgeld, eine Art Lizenzsteuer der Knappschaftskneipen, wurde erlassen und nur der Mitgenuss des Schmelzofens gefordert.

Doch alle so warmgehegten Hoffnungen auf die Silberschätze wollten sich nicht erfüllen. Während die Markircher Gruben in höchster Blüte standen, brachten es die Osenbacher Betriebe nicht über recht bescheidene Ergebnisse hinaus. Schon nach zwei Jahren verzweifelten die Rufacher Genossen am guten Gelingen; sie zogen ihre eingesetzten Gelder zurück und suchten zu retten, was noch zu ret-



Elsässische Bergleute, bemalte Holzstatuetten des 18. Jhdts.

ten war. Der Bergrichter Bastian Erhart aus Ruchach verkaufte schliesslich alle ihre Anteile an den Hüttenmann Leo Tressel, der jetzt Hauptaktionär der Werke im Tale war.

Tressel verstand es, das reiche Basel für sein Unternehmen zu interessieren. Er kannte dort einen Medizindoktor namens Berthold Barter, der im Rufe eines Schwarzkünstlers stand. Diesem übertrug er seine gesamten Aktien unter den Bedingungen, dass er den Betrieb aufrecht erhalte und ihn als Hüttenmann beibehalte.

Der Basler Doktor nahm den Betrieb sehr ernst. Er verlegte seinen Sitz aus der schönen Rheinstadt in eine stille Waldhütte des hinteren Sulzmattertales und leitete dort in eigener Person mit Tressel die Grabungen, das Sortieren der Erze und das Einschmelzen. Tressels Ehefrau führte den gemeinsamen Haushalt.

Aber auch ein anderer konnte die verhohlenen Silberschätze nicht vergessen. Er umlauerte mit Luchsäugen die Arbeiten und Erfolge der beiden Fremden und fand in seinem Sohne und einem treuen Knechte stets hilfsbereite Stützen. Es war dies der Domkapitelmeier Meyser, der seine Aktien und Grubenrechte noch immer fest in Händen hielt. Neid und Missgunst drängten sich langsam zwischen die Schatzgräber, und so kam es eines schönen Tages zur Katastrophe. Um den gemeinsamen Schmelzofen brach das Unheil los.

Der Meier hatte dem Doktor die Holzkohlen zum Schmelzen verweigert, worauf dieser vertraglich ein Recht besass. Daraufhin äusserte der verärgerte Doktor einem Dritten gegenüber: «Ich

werde mit des Meiers Kohlenschmelzen, selbst wenn er darauf sitzen bleiben sollte!» Der Meier erblickte in dieser Aeusserung eine Gefahr für seine persönliche Freiheit und suchte vorzubeugen.

Er steckte Sohn und Knecht in den Harnisch und bewaffnete sie mit Hellebarde, Pfeil und Bogen. Er selbst nahm seinen Wildschweinspiess zur Hand, und so überfielen sie selbdrift bei Nacht und Nebel den Doktor und seinen Hüttenmann in der Scheidestube am Schmelzofen.

Der überraschte Doktor suchte zu beschwichtigen: «Lieber Meyer! hub er an, thue gemach! Wir sind hier in eines Fürsten Feyang, die sollent wir gegen einander halten!» Der Meier währte sich im Vorteil und schlug los.

Er hatte aber seine Berechnung ohne Tressels Weib gemacht. Als dies den Lärm vernahm, bewaffnete es sich seinerseits mit einer Hellebarde, griff den Knecht, der mit «aufgelegtem Pfeil» die Tür bewachte, hinderrücks an, stiess ihn den Rain hinunter, brach in die Scheidekammer und fiel dem Feind unversehens in die Flanke. Der Meier ward wund gestochen und musste um Frieden bitten, der Sohn entfloh.

Mit diesem seltsamen Kampf geht abermals eine Periode der Geschichte der Sulzmatter Silberbergwerke zu Ende. Es wurde zwar noch einige Zeit hin und her verhandelt, aber von einem wirklichen Betrieb in den Werken selbst ist keine Spur mehr zu treffen.

Erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts



Elsässische Bergleute, bemalte Holzstatuetten des 18. Jhdts.

erscheinen die Sulzmatter Erzgruben noch einmal in den alten Papieren. In Markirch stand es um den Betrieb damals nicht besonders gut. Wasserbrüche, Brände und Erdstürze hemmten die Arbeiten, manche Stollen gingen ganz ein. Auf der Umschau nach neuen Silberadern für die arbeitslosen Berggesellen erinnerte man sich jetzt auch wieder der alten eingeschlafenen Schächte bei Osenbach.

Im Frühjahr 1582 durchstreifte der Bergmann Hans Miller aus Markirch das Vogesenland bis in die Talgründe hinter Gebweiler hinein und entdeckte auf der Irrfahrt an den Winzfelder Hängen nicht geringe Mengen von Blei- und Silberglanz.

In Verbindung mit etlichen Gesellen aus Sulzmatt und Lautenbach, die «ihr armuetlein gern dran hängen täten», bat er dann den Bischof, ihn und Claus Herrgott aus Lautenbach zu ermächtigen, im Tannweiler eine neue Silberglanzgrube anzubrechen und die alten Erzgruben Haus Zabern, St. Johannes und Fundgrube wieder aufzunehmen. Aber die bischöflichen Beamten in Rufach hatten zu den ärmlichen Gesuchstellern wenig Zutrauen, und so zerschlug sich die Sache.

Und doch kam 1590 noch einmal ein Grubenvertrag zustande und zwar mit dem Bergschreiber Caspar Riess aus Eckirch im Lebertal. Der Bischof überliess ihm die alte Fundgrube und eine jüngere Zum vergüldt Esel, die beide öde lagen, unentgeltlich zur eingehenden Untersuchung.

Riess durchforschte die Gruben nach allen Richtungen hin und erneuerte 1591 gemeinsam

mit dem Bergrichter Burger und dem Prüfer Reissländer den Vertrag. Von vier der Tiefe entnommenen Proben von je einem Zentner Erz ergaben die Analysen von der ersten $6\frac{1}{2}$ Lot Silber und 9 Pfund Kupfer, von der zweiten und dritten $3\frac{1}{2}$ Lot Silber und 7 Pfund Kupfer und von der vierten gar nur $\frac{1}{2}$ Lot Silber und $4\frac{1}{2}$ Pfund Kupfer. Infolge dieser sehr geringfügigen Ergebnisse ward auf die Einrichtung eines Betriebes verzichtet.

Ein Rufacher Waldbericht aus dem Jahre 1602 bringt die letzte Nachricht von den alten Gruben, indem er erzählt: Nitweyt von Schwarzentann seyndt zwö Ertzgrueben, darinnen allbereits auf die 60 Schueh gegraben worden, vermeint, Silberertz darinn zue finden, wie dann bereits etwa davon gen Markirch geschickt, daselbst zu probieren. Es handelt sich hier wohl um die erwähnten Feststellungen von Caspar Riess.

Es steht demnach untrüglich fest, dass mit dem Jahre 1600 etwa die Silbergruben im Sulzmattetal aufgegeben wurden. Ein alte Volkssage munkelt von einer Osenbacher Schenkwirtstochter, welche die Schuld an dem Unglück trage, da sie dem Silberzweig Zum vergüldten Esel ein Versprechen nicht gehalten habe. Wer mag es wissen?

Vielleicht haben auch die Zwerge, empört über die Untreue der Talschönen, das glänzende Silber in falbes Eisenerz umgewandelt. Auf alle Fälle ging um 1750, als Murbach Eisenhämmer in Weiler bei Thann in Betrieb setzte, viel Eisenerz vom Sulzmatter Tannweiler ins St. Amarintal hinüber.

Herbststurm

Aus dem Zyklus «Das Jahr der Liebe» von P. M. Pfister

Schon später Herbst ist es mit Regen, Wind und Sturm, und nur noch ein Schritt bis zu Eis und Schnee. Es ist wie ein Wildwerden sämtlicher Kräfte, und in dieser Wucht weint etwas Trauriges mit.

Felsige Berge ragen in die Höhe, aber sie sind nicht stark genug, um sich zu behaupten. Es dürfen ja nicht überall Berge stehen, es wäre eine wüste Eintönigkeit. Nur dort oben trotzen sie, kahl und schroff, und dann fällt es herab, zuerst ganz jäh, nachher gemächlich. Oben scheint etwas Böses und Tückisches zu drohen, weil es so fern ist wie ein Stück vom Himmel, aber nicht vom Himmel, wo der liebe Herrgott thront, der gut ist, sondern von dem, der alles Schlechte in sich birgt, die dicken Wolken, den Regen, den Hagel und den Sturm. Und die Berge dringen in ihn hinein wie eine Fortsetzung von ihm. Erst wenn sie der Erde wieder näherücken, zähmen sie sich; Gras und Bäume versöhnen sich mit ihm und zeichnen ein süßes, farbiges Bild. Später klingt es noch harmonischer, und es wird eine leise Musik, da es sich nach dem plötzlichen Abbruch herabwält in steigenden und sinkenden Tönen. Es liegt ein unendlicher Friede darin, und es singt wie einst von anderem Berge: Friede auf Erden, denn es hat sich nun hingefunden bis zu den Orten, wo Menschen hausen.

Als es soweit ist, dass es der Ebene schon die Hand reichen kann, an dieser melodisch-friedlichen Grenze zwischen Himmel und Erde, begegnet es dem Dorf. Dies scheint hier gebaut worden zu sein, um der Gewalt der Berge Einhalt zu gebieten. An dem einen Ende hört der Wald eben auf, dort erhebt sich mit den Bergen gleichsam um die Wette die Kirche mit dem Turm, der so spitz ist, als wäre er in die letzten Ausläufer der Felsen gemeißelt. Ein Bauer hat einmal gesagt: «Ich will noch trinken, solange ich leb', dort oben krieg' ich ja sogar kein Wasser mehr.» Denn der Gottesacker dehnt sich so aus, dass er in sanfter Steigung hinaufstrebt, da setzt sich kein Wasser. Der Totengräber hat keine schwere Arbeit in dieser Hinsicht, weil es ein harter Friedhof ist zwischen Berg und Tal.

Abend ist es und beinahe Nacht, und später Herbst ist es. Von den Weiden ruft kein Läuten mehr, denn alles ist längst unten. So finster ist es, dass die Berge verschwunden sind. Das Dorf schwebt fast wie an einem Abgrund von Luft oder Nebel oder Meer, selbst die Sterne leuchten nicht in das

Dunkel, und der Mond muss irgendwo weit hinten versteckt bleiben. Es ist Herbst. Wolken sieht man nicht, der ganze Himmel und der Berg sind eine einzige Wolke, sie breitet sich über die Wiesen, Felder und Häuser, als möchte sie alles beschirmen. Wenn es nur keinen Schaden gibt! Doch zu einem Gewitter kann es kaum kommen, es war die Tage her schon recht kühl, Blitz ist wohl nicht zu befürchten. Hagel wird es ebenfalls nicht werfen, und der würde draussen nicht mehr viel anrichten. Bleibt bloss noch der Sturm. Schornsteine könnte er schon abreissen und alte Ziegel wegschmeissen. Gott bewahre uns! In den spärlich erhellten Stuben beten es die Frauen und Kinder, derweil die Männer im Stall ihren Beschäftigungen nachgehen wie sonst. Man hat schon noch anderes erlebt, immer lieber das als Krieg, dort hat es öfters gestürmt. Der liebe Herrgott meint es schliesslich besser als die Menschen.

Es wird ein richtiger Herbststurm, das Dunkel wird schwarz, es dringt nur selten aus einem Riss ein Strahl darein. Die Gassen sind leer und stumm von Stimmen. Dafür braust es vom Sturm. Man ahnte ihn kaum, und schon ist er da. Man fragt sich, wo er aufgestanden ist. Auf einmal war er eben da. Und wie! Und ohne Regen! Es saust in der Luft, fern heult es und blitzschnell wütet es nachher, es ist über den Häusern, hier kracht es und klappert ängstlich in morschem Gebälk, Türen und Fenster zittern. Er möchte sie aufschlagen. Der Sturm scheint sich draussen nicht wohl zu fühlen und in die Stuben einfallen zu wollen, aber er darf nicht hinein. «Jesus, Maria!» jammern sie drin. Darauf wird es auf Augenblicke still. Nachher dröhnt es aufs neue heran. Man hört, wie die Bäume sich neigen, um nicht zu brechen, sie ächzen in ihrem Geäst, es raschelt von letzten Blättern, die sich lösen und fortfliegen. In das Tosen mischt sich das Gebell der Hunde und zuweilen der Schrei einer Kuh, wie ein Weinen von etwas Traurigem. Bei jedem Anlauf meint man, es müsse der letzte sein und dieser werde alles zerstören; und trotzdem ist es nicht vorbei. Weiter stürmt es, zwischen Felsen hindurch herab auf das Dorf. Es klirrt und schwirrt, es faucht und jauchzt gleichsam auf vor lauter Lust. «Bitt für uns!» stammeln die Kinder zur Antwort auf die Anrufungen der Mutter. Man gewöhnt sich jetzt allmählich daran, eine Stunde dauert es bereits. Mit unverminderter Kraft streicht es hin.

Von den Bergen führt ein Fusspfad herab; bei der Kirche verbreitet er sich wie von selbst, als wüsste er, dass es hier mehr Verkehr gibt von Menschen, Vieh und Wagen. Er eilt als Gasse zwischen den beiden Häuserreihen bis zum anderen Ausgang des Dorfes, wo er sich zur Landstrasse ausbildet, gepflegt ist er und sauber und glatt. Der Sturm bleibt nicht allein auf dem Dorf, er pfeift darüber hinaus und zieht auch den Weg entlang, er huscht hier offener, weil er Raum hat, und die Steine am Rand vermag er doch nicht zu heben, um sie im Wirbel durch die Luft zu schleudern. Auf beiden Seiten wachsen, von Menschenhand hingepflanzt, in gleicher Entfernung von einander, Pappeln. Das süsse Bild von den bunten Hängen erhält da seinen Rahmen, wo es öd und einsam wird. Dort Hügel, Matten, Aecker, Wald und das Dorf, hier die Strasse, umsäumt von schlanken Pappeln. Der Herbst hat sie schon entkleidet, lautlos starren sie mit klirrenden Zweigen in den Himmel, eine klägliche Zierde für das Auge des Fuhrmanns. Jetzt peitscht noch der Wind durch ihre mageren Arme. Die Bäume brüllen auf vor Schmerz und winden sich in ihrem Weh, eine trübe Landschaft fürwahr! Kein Laut mehr von Tieren, bloss das einförmige Rauschen des Sturmes.

Herbststurm! Acht Uhr hat es soeben im Kirchturm geschlagen, und der Wind trägt die paar Töne fort, einen nach dem anderen, von einem Haus zum anderen. Sie schrillen hohl und gelangen bis zu den Pappeln hin. Vielleicht reicht die Kraft aus, die in ihren Stämmen nistet und die nun wieder von einem neuen Stoss aufgeweckt wird, um die acht Töne auf sich zu nehmen und sie weiterzubefördern in die Welt. Irgendwo, vielleicht drüben in der Stadt, werden sie dann noch früh genug sterben, unbeachtet von den hastenden Menschen.

Die Einsamkeit scheint unermesslich, es muss unmöglich sein, dass hier Leben ist. Von den Bergen herunter jedoch ist, als der Sturm erst begonnen, ein Mensch geschritten, den Weg kennt er schlecht, aber er braucht nicht zu suchen. Er hat das Dorf erreicht, die Mütze steckt ihm tief im Gesicht, und der Mantel flattert um seine grosse Gestalt. Er geht daher mit sicherem, festem Tritt. In den Häusern überhört man seinen Marsch, umso eher als er das Singen, das ihn vorhin begleitete, eingestellt hat. Nur das Auftreten der genagelten Schuhe und das Wehen der Kleidung vernimmt er, und das wird vom Sturm übertönt. So läuft der Wanderer allein, und um ihn ist nichts als die Landschaft und der Herbststurm; er selber gleicht einem Stück dieses Sturmes, getrieben und umtost von ihm.

Schon hat er das Dorf hinter sich, doch er tragt vorwärts. Die Hände hängen ihm am Körper herab, aber ihre regelmässigen Bewegungen verraten nichts von Müdigkeit. Unweit vor sich erblickt er plötzlich einen Lichtschimmer, der auf die Strasse stürzt, wie ein Hund, der gebunden war und von der Kette gelöst in einem frohen Freiheitstaumel dahinspringt. Seitdem der Wanderer das Dorf verlassen, glaubte er, sich in einer vollkommenen Einöde zu befinden, ohne zu ahnen, dass hier noch menschliches Leben vorhanden sein könnte. Und nun dies Licht, mitten hinein in die Finsternis und in die Verlassenheit und in den Sturm.

Er hebt die Hände zum Mund, und durch den Trichter ruft er laut: Hallo! Im Augenblick weiss er selbst nicht, warum. Gleichsam aus jugendlichem Uebermut, um das Echo von den Bergen zu locken oder mit dem Wind zu kämpfen, vielleicht um eine Antwort zu erhaschen von dort, wo das Licht noch immer über der Strasse liegt, um zu spüren, dass Menschen unterwegs sind, nachdem er durch das ausgestorbene Dorf gegangen ist. Er weiss es aber nicht genau. Er ist sogar erschrocken ob seinem Ruf und er bereut ihn, denn er fürchtet, die Leute, bis zu denen er hinaufdringen könnte, möchten sich ängstigen und von einem verirrtten Reisenden sprechen.

Im Dorf ist es still; er bleibt stehen, wie vorhin dem Licht zugekehrt. Es ist ein breiter Streifen, der aus einer Tür strömen muss. Seltsam, dass die Tür so lang offen ist, denkt er nun neugierig. Und wieder stapft er fürbass. Sein Ruf ist längst verklungen, entführt über die Dächer, wohl bis an die Berge, wo er sich verloren hat, oder darüber hinaus.

Auch der Lichtschimmer hat sich nicht geregt, seine Augen sehen ihn weiter, platt auf dem Boden. Aber seine Ohren geben es auf, zu lauschen. Merkwürdig, wundert er sich noch einmal. Da unterscheidet er endlich auf der rechten Strassenseite, dicht vor ihm, ein einsames, niederes Gehöft. Es duckt sich neben den schwankenden Pappeln, und um das Haus herum heult der Sturm. Er empfindet sofort, dass es in diese Landschaft gehört, und ein leiser Schauer bebt durch seine Glieder bei dem Gedanken, dass hier menschliche Wesen wohnen. Und zugleich erfüllt es ihn mit Wonne, diese entfesselte Natur auf diesem öden Strich und gleichsam um diese Wüste zu erfreuen und deren Trübseligkeit abzdämpfen, das Haus. Er erinnert sich an ferne Geschichten und Bilder, und es fällt ihm sogar ein, dass dies, was er vor sich hat, für einen Maler wie geschaffen wäre, zu einer wahren Schilderung unmittelbar angeschauter Wirklichkeit, zu



Blick auf die Hohkönigsburg

welcher jener herrlich die Kunst gesellen könnte, das Geschaute mit starker Eigenart des Empfindens zu vermengen. Denn hier käme ja nicht nur die äussere Szenerie der Landschaft in Betracht, sondern die aus ihr lebendig sprechende, seelische Stimmung, wo der Gestalter in der Entfesselung der Natur und dem friedlichen Wohnen von Menschen einen grossartigen Zwiespalt zu verkörpern hätte.

Soweit war er gelangt, dass er es bedauerte, selber kein Maler zu sein. Nun hielt er inne, mitten auf der Strasse. Er blickte und spähte um sich, vergebens! Im Hause war es still. Durch die Haustür, die ein Haken an die Wand bannte und vor dem Rütteln schützte, kam das Licht von der niedrigen Decke und lagerte sich da um ihn, er stand jetzt völlig darin, gross und breit und gerade. Auch er gehörte gleichsam noch zu dem Bild, ein Zusatz von schöner gemässiger Kraft zu der wilden Einsamkeit und der friedlichen Armut. Sonderbar, schlussfolgerte er wieder, es widerstrebte ihm, in das Häuschen zu treten, weil er dessen Bewohner nicht stören oder gar erschrecken wollte; und doch zweifelte er an der Anwesenheit menschlicher Wesen in dem offenen Haus bei dem Sturm. Und wo möchten denn die Bewohner weilen? Weit wohl nicht, darauf liess alles schliessen.

Leise rief er: Halloh! Es plagte ihn etwas, er musste das Rätsel lösen. Vielleicht war es sehr einfach. Er horchte gespannt, aber so nahe, wie er war, konnte es nicht verhallen, wenn ihm jemand antwortete, auch wenn die Wut des Sturmes keinesfalls nachgelassen hatte. Still war es drinnen, kein Stuhl wurde gerückt, keine Diele knatterte, kein

Wort erklang. Totenstille. Es drängte ihn, dennoch hineinzugehen. War Licht, so mussten Menschen da sein. Es fröstelte ihn. Wohl mochten Menschen dort gewesen sein, doch konnten sie nicht plötzlich gestorben sein, seitdem sie das Licht angezündet. Eine unheimliche Stimmung krampfte sein Herz zusammen. Der Sturm draussen, und vielleicht der Tod drinnen!

Da regt es sich auf der Strasse. Holzschuhe schlagen auf, der Wanderer atmet befreit: ein Mensch, Leben! Er zielt hin. Langsam und wie ungewiss naht sich ein Mensch. Noch sieht er ihn nicht, es muss kein Alter sein, der Schritt schlurft nicht. Mit der Neugierde mischt sich immer mehr Spannung, aber keine Angst. Jetzt reicht das Licht aus, um es erkennen zu lassen. Die Frau kommt nun geschwinder. Da stehen sie voreinander, beide umstrahlt vom flüchtenden Schimmer. Ist nicht sie gleichfalls gemacht zur Vervollständigung des Bildes? Sie hat einen Wassereimer auf die Erde gestellt. Fremd und fast feindlich mustern sie sich, sekundenlang schwärmen die Mutmassungen durch beider Gehirne. Er wahrscheinlich ein verirrter Wanderer, sie wohl eine junge Witwe. Schliesslich grüsst er. «Guten Abend», gibt sie einsilbig zurück, sie scheint sich mit dem Aufgetauchten nicht im klaren zu sein, da sie den Mann schon eine Weile aus dem Dunkel heraus am Brunnen beobachtet hat. Vielleicht könnte es auch ein Wegelagerer, ein Dieb, ein Mörder sein. Um Hilfe zu rufen, ist sinnlos, am Ende lächerlich. Eher Mut zeigen! Sie blickt ihm finster, aber offen in die Augen. Daraus trifft sie etwas Ernstes, sicher nichts Boshafes. Es

beruhigt sie. Trotzdem wirkt das Schweigen beengend auf sie, sie sagt: «Bei dem Wetter noch draussen?» — «Wohl», antwortet er und lächelt, «bin halt zu lang im Gebirge geblieben.» Abermals werden sie stumm. Nun beginnt er: «Wohnen Sie ganz allein hier?» Er möchte es ungesagt machen, weil es sie Verdacht schöpfen lassen könnte, unge-rechten Verdacht, denn er hat ja ein reines Gewissen. Er möchte sich verbessern: «Glauben Sie ja nicht . . .», doch er tut es nicht. Sie scheint übrigens nichts zu befürchten. «Ja, warum nicht», staunt sie. «Ich meine, es muss doch unheimlich sein, in dieser Einsamkeit, dazu bei solchem Sturm.» — «Der Sturm macht mir nichts», kommt es wie trotzig. «Freilich», lacht er. «Na also?» forscht sie nochmals. Das Ernste in seinen Augen weicht, er fühlt sich glücklich, weil er in dieser trüben Landschaft steht, vom Sturm umflossen, und einen Menschen getroffen hat. Er ist allein hier mit einer Frau. In seine Augen fällt etwas Weiches und geht bis zu ihr. Es wird ihr, als wäre es etwas Unaus-sprechliches, Ausgesprochen-sein-Wollendes, etwas Unausgesprochen-Bleibendes, fast graut ihr vor dem fremden Mann, und gleichzeitig zieht es sie hin zu ihm. Obwohl er nicht daran zweifelt, nur um etwas zu sagen, erkundigt er sich: «Ist das der Weg zur Stadt?» — «Jawohl; gehen Sie heute noch zur Stadt?» In dieser Frage stimmt es zusammen von Staunen, von Bewunderung, sogar von Bedauern. Er spürt es, aber es reizt ihn nicht. Bloss plaudern will er noch, die Lage entzückt ihn. Als sie seinen Wunsch bemerkt, tritt sie zur Tür, löscht das Licht ab und ist sogleich bei ihm zurück.

Die zwei Menschen stehen voreinander, fremd, und sind dennoch Freunde. Er erzählt ihr, wie er sich am Morgen aufgemacht, einen Ausflug un-ternommen und auf dem Heimweg überrascht worden sei von Nacht und Sturm. «Und was für eine Nacht und was für ein Sturm!» bebt sie. Ihre Haare schüt-teln sich über ihrem Kopfe, sie ringeln sich, als lit-ten auch sie unter dem Winde, wie die Aeste der Pappeln und wie das Gras an der Strasse. Dass sie so zufrieden ist, da draussen! Der Wanderer möchte sich entschuldigen, sich entfernen, aber er muss das Geheimnis lüften, das diese Frau umschliesst. Die Frau rührt sich nicht, damit er ihr noch nicht ent-fliehe. «Ja, wie lange wohnen Sie denn hier?» Er fasst es direkt an; so innig blickt er sie an! «Von jeher, es ist mein Geburtshaus, und ich liebe es. Als ich verheiratet war, wohnten wir droben im Dorf. Mein Mann war Strassenwärter. Vor drei Jah-ren passierte ihm ein dummes Unglück, er wurde von einem Kraftwagen umgerannt und war fast auf der Stelle tot. Damals waren wir schon wieder hier,

denn als meine Eltern starben, wollte ich es so ha-ben. Seitdem nun mein Mann nicht mehr da ist, hause ich allein, wie Sie sehen, und es gefällt mir recht gut.» So endete sie. Ihr Gegenüber gab ihr keine Antwort, er senkte den Kopf und stand einige Zeit regungslos. «Sie werden mich vielleicht be-dauern, aber es ist nicht notwendig, mir ist es wohl.» Das ist kein Trotz mehr, es ist nur eine kleine Lüge. Der Mann erhebt rasch den Kopf. Nun stehen sie wieder voreinander, sie das Offene, er das Weiche in den Augen. Beides begegnet sich. Sie denkt, er könnte ja hier übernachten, wenn's nur im Schopf wäre, immer noch besser als bei dem Wind zur Stadt zu gehen, aber es schickt sich nicht. Er meint innerlich, statt heimzulaufen in dem Wetter, könnte ich sie ja um ein Nachtquartier bitten, aber es passt nicht. Ihre Gedanken begegnen sich, aber sie ahnen es nicht.

Von den Bergen her rast der Sturm mit verdop-pelter Gewalt, er schwirrt an dem Kirchturm vor-bei über die Gräber, über die Dächer und heult um das einsame Gehöft an der Landstrasse. In den Pap-peln weint es, doch er lässt sich nicht erweichen und tobt fort. Er ergreift alles, was sich seinen Kral-len bietet und erschüttert es und freut sich seiner Macht.

Auf der Strasse stehen zwei Menschen, das Weib, das hier wohnt, und der Wanderer, der ihm suchend begegnete. Herbststurm! Er hat ihr berichtet von seiner Wanderung, und sie teilte ihm ihr einfaches Leben mit, in der Nacht und im Sturm. Doch in dieser Nacht und in diesem Sturm ist menschliches Leben und Fühlen, das mit der erregten Stimmung der Natur zusammenklingt. Bisher haben sie all-tägliche Worte gewechselt, sie wissen nichts von-einander und wissen alles, sie sind einander fremd und sind Freunde, sie haben sich nie gesehen, sie werden sich nie wiedersehen, und sie kennen sich seit unendlichen Zeiten, bis in alle Ewigkeit.

Da öffnet der Wanderer die Arme, und jetzt fällt ihm die Frau um den Hals. Beim umbrausten Haus, unter den wankenden Pappeln stehen sie da. Er hält sie fest umschlungen und sie spürt, dass es starke Arme sind, die sie stützen. So bleiben sie, so sind sie ganz eins. Und im Kusse sagen sie sich ohne Worte alles. Bisher haben sie ja nur gesprochen, um zu sprechen, jetzt sagen sie sich schweigend und küssend, was ihre Seelen gleich dem Sturm durch-wühlt, der rings um sie tost und braust. In diesen Augenblick ist unermesslich viel geschlossen; ein Wiedersehen, das doch bloss ein zufälliges Begeg-nen ist und dennoch ein Wiedersehen, nach einer lebenslangen Trennung, weil ihre Seelen schon von jeher eins waren. Und ein Abschiednehmen drängt



Phot. H. Berg

Aus Krautweiler

sich damit zusammen, auf immer, obwohl sie sich nachher aufs neue einer sehnenden Liebe zusammenfinden werden. In ihren Herzen wogt und wühlt es wie in der unwirtlichen Landschaft, die sie umfängt. Herbststurm!

Der Druck seiner Arme erschlafft, und ihre Hände fallen. Er erhascht sie noch einmal, beide, und behält sie in den seinen. Sie sehen sich an und finden nur Augen, die glänzen und strahlen, und über ihnen schwebt unendliches Glück und Leid. Das Weib möchte das Licht anzünden, doch es widerstrebt ihr, weil sie weiss, dass es ihm so ebenfalls lieber ist. Auf dem Kirchturm schlägt es eine halbe Stunde, und der Wind trägt es bis zu ihnen, vielleicht bis zur Stadt. «Halb zehn?» erschrickt er. «Ja» stöhnt sie beinahe. Er lässt ihre Hände frei. «Gute Nacht», sagt er. «Gute Nacht», erwidert sie. Dann geht er. Herbststurm!

Er ist fortgewandert. Sein Schritt klang wieder fest und gemessen auf der Strasse. Erst nachher ist die Frau ins Haus gelaufen und hat Licht gemacht. Sie stürzte heraus, doch es war zu spät. Nur noch schwach zitterte der Hall seiner Schuhe an ihr Ohr. Der Schimmer, der sich auf die Strasse ergoss, reichte nicht bis zu ihm. Es war ja gut so, trotzdem.

In den Häusern des Dorfes gingen sie allmählich schlafen. Das Beten hatte aufgehört. Nun war es, als möchte auch der Sturm sich legen. Noch blies es von den Bergen und schotterte an Häusern und Bäumen, aber es wurde leichter. Hinten erschienen blasse Sterne. Endlich ist es ganz vorbei. Es war so ein richtiges Wildwerden sämtlicher Kräfte, und in dieser Wucht weinte etwas Trauriges mit, ein Klagen aller Schwächen. Drunten in den Pappeln weint es leise weiter.

Schaden hat der Sturm nicht viel angerichtet, aber im einsamen Gehöft liegt die Frau wach. Sie murmelt: «Es ist vorbei». Sie meint wohl den Sturm, vielleicht auch die Begegnung mit dem Wanderer, das Schöne, Gute, Beglückende? Jedenfalls ist alles vorbei. Es ist schon später Herbst und nur noch ein Schritt bis zu Eis und Schnee. Und als elf Töne am Kirchturm erklingen, da sind sie ganz ruhig, und ohne von dem Wind in alle Welt weggeschleudert zu werden, perlen sie wie Tränen sanft herab dahin, wo sie hingehören, in das Dorf und hinaus, wo die Gasse schon Landstrasse ist und wo eine Frau einsam wohnt. Zur selben Stunde ist auch die Stadt schon still, nur der müde Schritt eines Wanderers, der nach dem Herbststurm seinem Heim zustrebt, klingt durch die Nacht.

Büchertisch

Neuer Elsässer Kalender 1938. Illustriertes Haus- und Heimatbuch, hsg. von Dr. J. Lefftz, 27. Jahrgang. Mülhausen, «Alsatia»-Verlag, 182 S. Preis nur 5.— Frs.

Wir begrüßen mit Freude diese schöne, so recht aus dem Herzen des Landes hervorgegangene Kalendergabe für 1938 und sind überzeugt, dass niemand, der das Elsass liebt, er sei ein einfacher Mann aus dem Volke oder ein Gebildeter, sie ohne tiefen Dank aus der Hand legen wird. Volkstümlichkeit, die diesem Kalender in so hohem Masse eigen ist, darf nicht mit literarischer Armensuppe verwechselt werden, sie schliesst vielmehr in sich die grosse Kunst, den Weg zum Ohr und zum Herzen des Volkes zu finden, zu unserem volkseigenen Wesen. Der Kalendermann weiss, dass auch für die Vornehmen und Gebildeten im Volkstum ein Heilbrunnen fliesst, und ist glücklich, wenn auch sie Gefallen finden an der volkstümlichen Tracht seines Haus- und Heimatbuches. Ist er doch selber von der traurigen Selbstüberhebung bewahrt, dass es für den «Gebildeten» beim Volke nichts zu lernen gibt. Die Zugkraft und die innere volkerzieherische Wert dieses einzigartigen Kalenderbuches liegt in der ausgesprochenen Einstellung auf das Heimatliche, Elsässisch-Volkstümliche unter besonderer Berücksichtigung der religiösen Heimatwerte. Dr. Lefftz hat mit Meisterhand ein Werk geschaffen, das aus der elsässischen Volksliteratur nicht mehr fortzudenken ist. Auch der neue Jahrgang ist trotz der Krisenzeit schön und reichhaltig wie die vorhergehenden ausgestattet.

Die buchtechnische Ausstattung und Ausschmückung ist recht ansprechend. Die Fülle von Zeichnungen, Bildern und Photographien ist überraschend. Wir bewundern die kraftvollen, meisterhaften Zeichnungen von R. Kuder, die stimmungsvollen, wunderbar ausgeführten von A. Dubois, die sauberen, gut getroffenen von R. Küven, die reizvollen und anmutigen von A. Beyler, ferner Holzschnitte aus alter Zeit, Wiedergaben von Gemälden und Stichen alter Meister wie T. Schuler, F. Lix und Köchlin-Ziegler, dann die vielen schönen Lichtbild-Reproduktionen, worunter die von R. Läufer, Jap, G. Meyer und Marbach die besten sind.

Im Textteil bietet der Herausgeber eine lange Reihe und bunte Fülle unterhaltender, belehrender, humoristischer und volks- und heimatkundlicher Beiträge. Zunächst historische Novellen: «Die drei Nüsse», eine Erzählung aus dem alten Colmar von Clemens Brentano, «Flammenzeichen» von Claus Wickram, ein Heranrufen der Geschehnisse des Bauernkriegs, «Die Sühne» von Paul Stintzi, die uns zu den Schlössern im obern Sundgau ins 14. Jahrhundert führt, und «Der fahrende Scholar» von Dr. E. Trarbach, der uns Weisheit und Wertlosigkeit alles Wissens Gott gegenüber zeigt.

Zahlreicher sind die Erzählungen und Skizzen aus dem heutigen Leben, einige ernst, schlicht und voller Liebe, andere mit tiefen, guten Lehren und heilsamem Trost. Vor allen nennen wir «Frühling» von Mélie Schmitt, dieses so sinnige Lied eines blinden Mädchens und eines Einsamen, und die Skizzen zweier anderer Frauen, die so fein zu schreiben wissen: Therese Münch («Der Quatredouble», «Nur ein Laib Brot», «Der Fronleihnamschammel») und Madeleine Meyer («Unser französischer Sohn»). Kraftvoll und belehrend gezeichnet ist die Erzählung «Wie Moritz seine Frau eroberte» von X. Sengelin, ferner das herbe Lied des Opfers und des Sieges «Was Liebe tut» von Ernest Schmitt und «Das Opfer» von Paul M. Pfister, während Emil Wagner ins absonderliche Reich des Volksglaubens führt mit der Novelle «Die Rache der Hexe».

Auch fröhliches Lachen ertönt in alten und neuen Schnurren und Schwänken, in lustigen Dorfgeschichten, Anekdoten und Spässen. Wie spiegelt sich da der elsässische Schalk! Und dann kommt das Märchen mit geheimnisvollem Lächeln aus dem Dunkel hervor, und die Sage gesellt sich dazu mit heiter zwinkerndem Auge und dann wieder ernst und schaurig erzählend. Hervorzuheben sind in diesem Kapitel A. Pflegers Abhandlung «Der Bär in der elsässischen Sage und Legende», ferner die «Sagen aus Richwiller», dem Volksmund nacherzählt von E. Wacker, und «Die Sage von der Mönchsmühle bei Krautweiler», mitgeteilt von A. Beyler.

Belehrendes und Beschauliches aus vergangenen Zeiten lässt die Innigkeit, Herzlichkeit und den Glanz verrauschter Tage wieder aufleben. Wie fühlt man da den Herzschlag des Elsässervolkes! Da klingt die religiöse Geschichte an im «Maternuslied» und in A. Bunds Beitrag über die uralte Wallfahrt «Liebfrauenberg». Alsaticus beschreibt in glänzender und lebendiger Weise die Kirchen im Gebweilertal und weiss herrliche Worte zu finden über ihre Kunst und Geschichte, und «dazu rauschen die Tannenwälder ihr ewiges Lied, wie sie schon rauschten, bevor hier Mönche Kloster und Kirche bauten. Sie rauschen das Lied von der Urkraft des Landes, das so viel in sich aufnahm, verbreitete und weitergab und das seiner Aufgabe wird dienen müssen, solange seine Wälder grünen und seine kühnen, schönen Berge stehen.» Nach J. Görres lernen wir das Colmarer Unterlindenkloster und seine blühende Mystik kennen, nach Emile Souvestre Mülhausen vor hundert Jahren, dann werden uns merkwürdige Rechtsbräuche aus dem alten Elsass geschildert und Geilers Predigten über die Modetorheiten seiner Zeit vorgeführt von Dr. L. Pflieger. Ein elsässisches Luftschiff von anno 1489 bringt Dr. Lefftz dem Leser in Wort und Bild vor Augen, Ernest With lässt verschwundene Dörfer von Isenheim aufleben, O. Pisot beschreibt bürgerliche und kirchliche Feste im alten Oberrhein.

Das volkskundliche Kapitel enthält viel Wertvolles und Interessantes. Dr. L. Kehren belehrt über die Kurpfuscherei und den Aberglauben im alten Elsass, L. Strassburger macht den Lesern den Mund wässrig, indem er die Pastenbäckerei im ehemaligen Elsass recht anschaulich aufleben lässt. Dann fesseln elsässische Sprichwörter und Redensarten: «Die Tierwelt im elsässischen Volksmund» und «Witz und Gritz, bäuerliches Spruchgut aus dem Elsass». Dr. Lefftz selbst benutzt das durch die letztjährige Kalenderrundfrage gewonnene Material und dazu ein eigenes, lange Jahre hindurch gesammeltes Material in einer herrlichen, wertvollen und sehr nützlichen Abhandlung «Vom Lieben, Heiraten und Haushalten». Altererbtcs Volkswissen und treffliche Lebensklugheit ist da in reicher Fülle gesichtet und meisterlich dargelegt. Man kann dem Herausgeber des Kalenders nicht genug Dank wissen dafür, dass er Jahr für Jahr durch Rundfragen neues Gut aus des Volkes Herz und Leben zusammenträgt und so der volkskundlichen Forschung und dem Volke selber zuführt.

Das ist ja dieses elsässischen Hausbuches und Jahrweisers Wunsch: dass unser Volk seine Heimat und sein angestammtes Volkstum besser kennen lerne und, auf dieses Wissen gestützt, froher und freier vorwärtsschreite in einer nicht leichten Gegenwart. In seinen vielen Beiträgen, die ganz im Heimatboden verwurzelt sind, bietet der Kalender die Verwirklichung dieses Wunsches in vorbildlicher Weise, und das ist sein grosses Verdienst am elsässischen Volke.

W.

Empfehlenswerte Neuerscheinungen des Verlags J. Müller (Ars sacra), München

I. Bilderbücher und Jugendschriften

Die Wiesenstadt. Text von Marga Müller, Bilder von Else Wenz-Victor. 16 S. mit 8 mehrfarbigen Bildern. Geschenkband. Auslandspreis M. 2,25.

Ein sehr hübsches Bilderbuchmärchen. Text und Bild bilden eine geschlossene Einheit. Mit entzückender Farbigkeit, frischer Laune und inniger Versenkung in die Kleinwelt der Wiese ist die Märchenerzählung geboten, ohne dass der Text die klaren und phantasiereichen Bilder mit verwirrenden Zutaten überwuchert.

Die heilige Familie, elf farbige Bilder und handgeschriebene Verslein von Ida Bohatta-Morpurgo. Auslandspreis M. 1.—.

Mit besonderer Freude werden Eltern zu diesem Büchlein greifen, die auf die Feier einer echt christlichen Familienweihnacht bedacht sind. Da sind Anregungen geboten auf zahlreiche Fragen, die das Kleinkind besonders nach Weihnachten über das Christkind stellt. Bild und Text atmen echte Kindlichkeit.

Schneeflöckchen. Neun farbige Bilder und handgeschriebene Verslein von Ida Bohatta-Morpurgo. Auslandspreis M. 0,90.

Besonderer Liebreiz und feiner seelischer Gehalt ist diesem humorgewürzten Büchlein eigen. Der Gedanke der Kindschaft Gottes steht im Mittelpunkt des Ganzen. «Gott ist gut», das ist der warme, jedes Gemüt ergreifende Hauch, der aus den leuchtenden, zartabgetönten Bildern wohlthuend entgegenweht.

Sei barmherzig. Elf einfarbige Bilder und handgeschriebene Verslein von Ida Bohatta-Morpurgo. Auslandspreis M. 1.—.

Eine wundervolle kindertümliche Darstellung der Barmherzigkeit in Bildern und Verschen, die jedesmal einen praktischen Gedanken wertvoller Kindererziehung zum Ausdruck bringen. Nicht lehraftes Moralisieren, sondern kinderliebe Bildchen eröffnen da dem Kinde Auge und Herz für fremdes Leid.

Bunte Flügel. Neun farbige Bilder und handgeschriebene Verslein von Ida Bohatta-Morpurgo. Auslandspreis M. 0,90.

Ein reizendes Schmetterlingsbüchlein, ganz in der Empfindungswelt und im Vorstellungskreis des Kindes verankert. Wort und Bild sind voll Schalk und Lebensfreude, reich an Phantasie und von echter Märchenwirkung. Dies gute Büchlein bringt den Kindern viel Freude und führt sie unbemerkt zur Naturbeobachtung.

Das schöne Jahr von Hansel und Trautele. Eine frohe Geschichte von Erstbeicht und Erstkommunion von Marga Müller. 252 Seiten mit 5 Bildern von R. Winkler. Auslandspreis in Leinen geb. M. 2,55.

Diese frohe Geschichte ist so spannend geschrieben, dass der jugendliche Leser gar nicht merkt, dass nebenbei Katechese gehalten wird, allerdings nicht schulmässig, sondern ganz lebendig mitten im Kinderleben. Marga Müller hat den Eltern und Katecheten mit diesem Buche ein ausgezeichnetes Hilfsmittel geschenkt, den Unterricht über Erstbeicht und Erstkommunion lebensnah, herzwinnend und fruchtbar zu gestalten. Erzieher, welche den Kindern aus diesem frisch geschriebenen, lebenswahren und von sonnigem Humor übergoldeten Buche vorlesen und die Kinder jeweils die Anwendung auf sich selbst machen lassen, tun ein wahres Werk der Barmherzigkeit an ihnen und leisten der religiösen Erziehung einen unschätzbaren Dienst.

Ich glaube. Geschrieben von Odilo Altmann. Bilder von B. Reinthaler. 32 Seiten mit 18 mehrfarbigen Bildern. Auslandspreis M. 1,15.

Dieses Kinderbüchlein zeigt auf je einer Seite einen Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses und schlägt dabei goldene Brücken von drüben nach herüber, von der Uebernatur zur Natur. So vermag an der Hand farbigverklärter Bilder der «Glaube an Gott» sicher weit in das Kinderherz vorzustossen.

Das Vaterunser. Für Kinder erklärt von Joh. Michael Seiler, Bischof von Regensburg. 64 Seiten mit 8 Tiefdruckbildern von Ida Bohatta-Morpurgo. Auslandspreis M. 0,80.

Die Sprache dieses Büchleins wird in gleicher Weise dem erhabenen Inhalt des Vaterunser wie dem kindlichen Verständnis gerecht. Da findet sich nichts Unnatürliches, nichts Geschraubtes oder verstandesmässig Ersonnenes, sondern nur Erbetetes. Möge dieses Büchlein alle Kinder, klein und gross, mit heiligem Vertrauen zu Gott, unserm Vater erfüllen!

Der Rosenkranz. Text von Marga Müller. 32 Seiten mit 15 farbigen Bildern von Philipp Schuhmacher. Auslandspreis M. 1,15.

Dies schöne Büchlein lehrt den Rosenkranz der Kinder; drei Kränzlein lernt hier das Kind binden für seine himmlische Mutter, ein freudereiches, ein schmerzhaftes, ein glorreiches. Jedes hat nur fünf Rosen, die herrlich erblühen. Farbenbunt und fromm zeigt jedes der Bilder ein anderes Geheimnis. Wie von selbst wachsen bei ihrem Anblick die einfachen Worte der Andacht auf, ganz voll Kindersinn.

Neuheiten in Post- und Glückwunschkarten zu allen Jahresfesten bringt derselbe Verlag in feiner, moderner Ausstattung heraus. Es ist lebhaft und dankbar zu begrüßen, dass die Künstler und der Verlag so viel Sinn für eine hochwertige Kartenkunst aufgebracht und so auf diesem Gebiete Vorbildliches geleistet haben. Wir weisen nur hin auf Madleners farbenfrohe, innige Kunst, auf Schönermarks zartfeine, duftige Bildchen, auf Ida Bohatta-Morpurgos lustige Farbenfreude und die feinen, humervollen Bilder von Hummel mit reizenden Kinderszenen. Prächtig sind die stimmungsvollen Landschaftsbilder, die der Verlag in tadellosem, einzigschönem Farbdruk hergestellt hat. So Feines und so Schönes dürfte in anderen Drucken kaum bisher geboten worden sein. Die Karten können als Wunschkarten zu allen Gelegenheiten benutzt werden.

II. Erbauliche und religiöse Geschenkwerke

Wir daheim. Ein sonniges Buch zum Nachleben. Von Marga Müller. 352 Seiten und 32 ganzseitige Einschaltbilder in Kupfertiefdruck. Geschenkband in Leinen M. 4,50.

Die literarische Form dieses Buches ist die Briefform. Alle Register der Sprache werden gezogen, vom Plaudern über das Alltägliche, über herzinnige Gemütswärme zu sprudelndem Humor. Dieses erlesene Familienbuch wird sicher viel Segen stiften. Es ist ein lebensreifes sonniges Buch zum Nachleben, geschaffen mit starker künstlerischer Meisterschaft. Echte Menschen der Gegenwart mit volknaher Verbundenheit, mit hohem sittlichem Ernst und starker, christlicher Liebe zeigen uns, wie sie das Leben meistern und ihr Familienglück aufbauen, was sie an Leid und Freud erleben, was sie in schweren Stunden zusammenhält, wie eins für das andere einsteht und freudig Opfer bringt für die Gemeinschaft. Und wie prächtig sind die warmherzigen Briefe der selbstlosen Mutter geschrieben! Hausfeiern und Brauchtpflege erstehen lebendig und lebensvoll, dazu kommen wertvolle Winke für Heimpflege, Hausmusik, Kunstpflege, Gartenpflege, Familienkunde usw., kurz alles, was einer Familie dienlich und nutzbar ist. Ein solches Weihnachtsgeschenk wünschen wir Frauen und Müttern und der reiferen weiblichen Jugend! Immer wieder wird es gerne gelesen werden, immer wieder wird es Wegweisung, Trost, Licht, neuen Lebensmut und wahre Beglückung bieten.

Mein Sonntag. Ein Betrachtungsbuch für Laien. Von Hans Stadler. 408 Seiten mit 28 Tiefdruckbildern. Geschenkband in Leinen. Auslandspreis M. 4,20.

Ein Buch das unserer Zeit nottut, das uns wieder Besinnung und Wissen um das Wesentliche lehrt, das uns wieder aus dem Diesseitigen und Alltäglichen ins Ewige hinübernimmt. Dies Buch sagt uns ungeschminkte Wahrheit; es sagt uns, dass wir mit unserer Betriebsamkeit nach aussen doch eigentlich arme Menschen geworden sind und Werte verloren haben, die einst unsere Grosseitern zu tüchtigen Menschen und geschlossenen Existenzen gemacht haben. Solches Leben der Innerlichkeit möchte uns dieses Sonntagsbuch vermitteln durch leichtfassliche Lesungen über Gottes ewiges Gesetz vom Sonntag, Geschichte und kirchliche Kunst, sinnvolles Brauchtum, sonnenreiches, häusliches Leben, Wandern, Sport, Tanz und Mode

u. a. m. Ein Sonntagsbuch, das Sonne in den grauen Werktag weiterträgt lässt.

Menschenleid. Von Peter Lippert. 96 Seiten in Leinen. Auslandspreis M. 2.25. Der unvergessliche, nunmehr verewigte Verfasser gibt hier eine Metaphysik des Leids, er zeigt, wo das Leid in der metaphysischen Welt und Ordnung steht, was es in Gottes Hand bedeutet, welchen Sinn es hat. Ganz aus dem christlichen Gotterlebnis heraus untersucht dieser feinfühlende und herzenswarme Seelenkennner das Wesen des Leides in seinem Verhältnis zur Weltauffassung und Werthaltung des Menschen und zu seinen sozialen Verbänden. Lippert weist sichere Wege zur Lösung des Problems des Leids, das vom ganzen Leben als ein ihm Zugehöriges eingeschlossen wird.

Das Alleingespräch der Seele. Von Thomas von Kempen. 320 Seiten. In Leinen geb. Auslandspreis 2.70 M.

Eine der tiefempfundensten Schriften des Verfassers der Nachfolge Christi in einer flüssigen und getreuen Uebersetzung mit einer guten und kurzen Einleitung. Da sprudelt frisch der Quell mittelalterlicher Frömmigkeit und Gottverbundenheit, viel gedankentiefer und unmittelbarer erlebt als in vielen modernen mehr oder wenig fabrikmässig hergestellten Gebets- und Betrachtungsbüchern. Dieses Werk von Thomas von Kempen ist ein «Soliloquium», worin die Unmittelbarkeit und Innigkeit des übernatürlichen Ich- und Du-Verhältnisses der Seele zu Gott in ergreifender Weise zum Ausdruck kommt. Es wird für besinnliche Leser eine Quelle der Erholung und Tröstung sein.

Sünder und Heilige. Von Erzbischof Alban Goodier. Nach dem Englischen übersetzt von H. Sierp mit 8 Holzschnitten von Maria Boisserée. 192 Seiten in Leinen geb., Auslandspreis M. 3.15.

Es gibt Heilige, die zuerst Sünder waren wie der hl. Augustinus u. a. Solche eigenartige Gestalten zeichnet der hohe Verfasser, er zeigt ihre Wege mit gewissenhafter geschichtlicher Treue und tiefer Seelenkunde. Das Buch weitet den Blick auf den Reichtum der mannigfaltigen Gnade Gottes und die trostvolle Fülle seiner Erbarmungen inmitten der Bosheit der Menschen. Es weckt auf, Gott auch dort zu folgen, wo der Weg noch nicht durch die Füße der Vielen geglättet ist, wo neue Aufgaben und neues Leben rufen. Der Verfasser zeigt uns Menschen, denen Heiligkeit und Sünde nicht ein Problem waren, sondern eine Aufgabe, die man heroisch löst.

Zu Anfang seit dem Weltbeginn. Gedanken über Maria von Peter Lippert.

Der dieses Marienbuch schrieb, ist nicht mehr. Stand er nicht schon, als er es schrieb, mit einem Fuss drüben in der Schau des Himmels? Er redet die Sprache des Entzückens über so viel Herrlichkeit Gottes in Maria. Wie ein Kind von seiner Mutter redet und ihre heimlichsten Schönheiten ausschürfen will, so redet dieser Prediger von der Mutter des Herrn, von der Magd Gottes, von der Jüngerin Christi, von der Begnadeten und ihrem Glück, von jener letzten Existenz der Gottesmutter in Gott.

Der verkannte Gott. Ein Wort von Liebe, Ehe und Jungfräulichkeit. 128 Seiten Text und 8 Bildern in Kupfertiefdruck. Auslandspreis in Leinen geb. M. 1.65.

In schlichter und edler, aber eindringlicher Sprache werden die Gedanken geboten, die von tiefem religiös-sittlichem Ernst und liebender Hilfsbereitschaft getragen sind. Das Büchlein wirkt klärend, befreiend und aufrichtend.

Der hl. Konrad von Parzham. Von Eugen Kardinal Pacelli. Autorisierte deutsche Wiedergabe. Text zweifarbig mit zwei Bildern in Kupfertiefdruck. Auslandspreis in Büttenumschlag M. 0.85.

Das Büchlein enthält die Predigt, die der hohe Kirchenfürst bei der grossen Konradfeier des Heiligensprechungsjahres 1934 gehalten hat. Der erlauchte Prediger ist selbst zu tiefst ergriffen von dem Leben, das er betrachtend in sich aufgenommen hat und von dieser staunenden Schau vor seinen Zuhörern entrollt.

Christi Endkampf und Sieg. Erklärung des Matthäusevangeliums von Otto Karrer. Schlussheft (7). Kartoniert, Auslandspreis M. 0.75.

Mit besonderer Ergriffenheit liest man das Schlussbändchen von O. Karrers trefflicher Erklärung des Matthäusevangeliums. Der Verfasser schreibt unter der Wucht des gewaltigen Stoffes. Das Christusbild ist tief erfasst, und klar treten die Grundlinien der Passionsgeschichte nach Matthäus hervor.

Kreuzweg. Von Peter Lippert. Aus seinem Nachlass. 32 Seiten mit 14 Tiefdruckbildern von L. Feldmann. Auslandspreis M. 1.15.

Ein kostbares Vermächtnis des verewigten grossen Schriftstellers und Seelsorgers. Ganz kurz ist der Text jeder Station, aber jede Stationsbetrachtung ein kleines, ergreifendes Kunstwerk, sinnig und kraftvoll und innig, ganz einfach und deshalb so sehr zu Herzen gehend. Würdig begleiten den Text L. Feldmanns eindrucksvolle Bilder.

Himmelfahrt des Herzens. Brautlieder für ein ganzes Jahr. Von G. J. Gick. 48 Seiten in Zweifarbindruck. Auslandspreis M. 1.05.

Stille, versonnene Brautlieder, die durch die Gezeiten des Jahres schwelgen, umduftet von einem unsagbaren Hauch des Heiligen und Ewigen. Wir erlauschen die Liebe zweier Menschen — gross und schön, keusch und fromm senken sich diese fein ausgewogenen Lieder in unsere Seele ein.

Dein Jungmädchen. Briefe an eine Mutter. Von A. Pichler. 72 Seiten mit 8 Tiefdruckbildern. Auslandspreis M. 0.75.

Ein Büchlein voller Wahrheiten, graue Theorie tritt ganz hinter erprobte Praxis zurück. Eine von Misserfolgen entmutigte mütterliche Erzieherin wird schon nach kurzer Lesung mit neuem Auftrieb sich den Schwierigkeiten ihrer Aufgabe zuwenden. Wie hier seelisch eingefühlt und gehandelt wird, nimmt Jugend von heute es an. Fürwahr ein Büchlein für Mutter und Tochter, eine Weide für Herz und Seele und Auge.

Leben aus dem Heiligen Geist. Von Joseph de Vries. 144 Seiten und 10 Tiefdruckbilder. Auslandspreis in Leinen geb. M. 2.40.

Dieses Buch hat zum Ziele zu religiöser Selbstbesinnung zu führen und zu bewirken, dass wir der Grundlagen unseres religiösen Seins bewusst und froh werden. Der Verfasser behandelt in trefflicher Weise die heiligen und beseligenden Grundgegebenheiten: Unser Geborensein aus Gott, unser Wohnen in Gott und Gottes Wohnen in uns. Die Teilnahme an der göttlichen Natur ist mehr als ein toter Schatz, sie ist eine Lebenskraft, wie auch das Christentum keine bloss ethische Lehre, sondern ein Leben in Gott ist.

Gott im Alltag. Von Beda Nägele. 96 Seiten und 3 Bilder in Kupfertiefdruck. Auslandspreis in Leinen geb. M. 1.95.

Der Verfasser versteht es, echte Frömmigkeit, die mit süsslicher Andächtelei nichts gemein hat, durch Aussprüche der grossen Heiligen aus dem Orden vom Berge Karmel: St. Theresia von Jesus, St. Johannes vom Kreuze und St. Theresia vom Kinde Jesu, musterhaft für jeden Tag des Jahres dem Volke zu bieten und so dem Zug der Zeit zu entsprechen.

Jesus Christus und der Mensch von heute. Von Bernhard Siebers. 48 Seiten mit 8 Tiefdruckbildern. Auslandspreis M. 0.30.

Ein geistvolles, lebendig geschriebenes Christusbüchlein, das im letzten Sinne des Wortes zeitgemäss ist und den Fragen und Bedürfnissen des Menschen von heute in jeder Weise entgegenkommt. Es gibt dem christusgläubigen Menschen Mut und Sicherheit im Widerstand gegen ein neues Heidentum.

Die katholische Kirche und der Mensch von heute. Von Bernhard Siebers. 48 Seiten und 8 Tiefdruckbilder. Auslandspreis M. 0.30.

Das Büchlein wendet sich an den modernen Menschen und stellt das ewig alte und doch neue Bild der Kirche Christi vor Augen in ihrer Felsen Gründung, Göttlichkeit, Einheit, Heiligkeit, Katholizität und Apostolizität, in ihrer Unfehlbarkeit und Unzerstörbarkeit. Der überzeugenden Kraft dieser Ausführungen wird sich kaum ein Leser entziehen können.

Christliche Opferfeier. Gedanken zum Mysterium der Messe von Emil Fiedler. 128 Seiten und 1 Holzschnitt. Auslandspreis in Leinen geb. M. 2.10.

Der Verfasser beschreitet den geschichtlichen Weg: Vom Werden der Messliturgie zum Wesen der hl. Messe. Die einzelnen Mess-teile werden für den Laien gut verständlich erklärt, sodass ein fruchtbares Miterleben der hl. Messe ermöglicht wird. So wird die hl. Messliturgie verständlich und der Blick auf das Ganze wird geschärft, da Texte und Handlungen in ihrer Sinnbedeutung aufgezeigt werden.



Westermanns Monatshefte

bringen in ihrer Novemberfolge, die wieder einmal durch vorzügliche Ausstattung und wundervolle Bilder ins Auge fällt, aus Anlass der Woche des deutschen Buches zwei besondere Aufsätze: «Europas grösste Buchhandlung» von Rolf Stosberg und «Der Weltbücherschrank» von Rolf Kadach. Hellmuth Langenbucher gedenkt des 75-jährigen Literaturhistorikers Adolf Bartels. Weiter enthält das Heft einen Aufsatz Otto Niemeyer-Holstein. Der Landschaftsmaler Franz Huber, ein Autodidakt der darstellenden Kunst, findet in einem bebilderten Aufsatz gerechte Würdigung. «Der bunte Bogen» bringt die bekanntesten Zeitberichte aus Kunst, Natur und Leben. Von der Vistra vierzigtausend Jahre rückwärts zur Wildwolle führt ein Aufsatz von Adalbert Forstreuter «Vom Urstoff zum Werkstoff». An unterhaltenden Beiträgen eine Skizze von Carl Emil Uphoff «Heimkehr», ein Aufsatz von Otto Rudorff «Die Japanerin», ein Beitrag von Mario Heil de Brentani «Aus Kaspars buntem Reich», «Rückblicke aus dem Jahre 2000», «Das Volk der Basken», «Hausmusik». «Die Geschichte der 100 Tage», «Der Tod und sein Bild», u. a. auch eine Erzählung von Theodor Heinz Köhler, einem Schriftsteller jüngsten Jahrgangs (er wurde 1918 geboren) «Bella und Ingeborg» kann nicht übersehen werden. Die bekannte Dramatische und Literarische Rundschau und zuletzt noch die Zeitschau mit einem grundsätzlichen Aufsatz «Das Leidwesen der Uebersetzung» beschliesst den ausserordentlich vielseitigen Inhalt dieses neuen «Westermann Heftes». Der Verlag in Braunschweig gibt auf Wunsch ein Probeheft ab.

Der katholische Gedanke

Eine Vierteljahresschrift.

Herausgegeben vom katholischen Akademikerverband.

Aus dem Inhalt :

Syrisches Hochgebet mit einem Nachwort von Julius Tyciak — Engelbert Niebecker: Das allgemeine Priestertum der Gläubigen — Friedrich von Schlegel: Von der wahren Liebe Gottes und dem falschen Mystizismus mit einem Nachwort von Friedrich Braig — Oskar Bauhofer: Ungewissheit und Ungesicherheit — Michael Schmaus: Uebersicht über die neuere religiöse und theologische Literatur — Das christliche Bild vom Menschen (Ignatius Eschmann, Johannes Pinski, Michael Schmaus, Thaddäus Soiron, Hans Eduard Hengstenberg und Peter Wust): Bericht über die Pflingsttagung des Katholischen Akademikerverbandes in Würzburg von Heinrich Spaemann — Gedichte von John Henry Kardinal Newman und Francis James — Studienfahrten des Verbandes.

1937

Drittes Heft

Juli bis September

Zehntes Jahr

Literar. Institut P. HAAS & Cie. K. G. Augsburg

Hôtels recommandés

Hôtel-Restaurant

Ferme Rimlishof an der Strasse Guebwiller-Murbach. Vielbesuchter Ausflugsort. Angenehmer Ferienaufenthalt in schönster Lage. Gute bürgerliche Küche, kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. Komfortable Zimmer mit fliessendem Wasser kalt und warm. Gemütlicher Alt-Elsässer Speisesaal. Grosser Saal mit sonniger Terasse für Sociétés. Erstklassige elsässische und französische Weine. Tél. Buhl 06

Propriétaire : Blaser-Probst.

Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiner).

Guebwiller Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées. „Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés'

Hôtel du cheval blanc.

Lembach Agréablement situé au milieu de 9 châteaux A proximité du Fleckenstein, Hohenburg Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Recommandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

Hôtel du Lion.

Schönau à la frontière d'Alsace-Palatinat.

O. Mischler.

Ferme Thierenbach -:- Hotel Notre Dame

(Am Fusse des Hartmannsweilerkopfes)

Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort

Angenehmer Ferienaufenthalt in gesunder Lage.

Gute bürgerliche Küche. Comfortable Zimmer mit fliessendem Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Gesellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terasse. Gepflegter Keller, französische und elsässische Weine bester Sorten.

Teleph. Guebwiller 301.

Propr. Mme. Vonesch-Blecheler

Hôtel du Château

Wangenbourg (anc. propriété privée) — Alt. 500 m — Téléphone No. 1 — Gare Romanswiller

(Ligne Saverne - Molsheim) — Site merveilleux dans un grand Parc de 4 ha — Tout confort moderne — Terrasses ombragées — Ouvert toute l'année — Prix réduits avant et après saison.

Propr. : G. Schneider.

GRANDS VINS D'ALSACE

Administration des

Domaines Viticoles Schlumberger

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

Der Weg der

Fr. R. v. LAMA

Therese Neumann

von Konnersreuth

1898-1935

Preis 15.- ffs.

Zu beziehen durch die Expedition dieser Zeitschrift.

SOLISANA GUEBWILLER.

Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren,
Bäderbehandlung, natürliche und künstliche
Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychothérapie).
Keine Geisteskranke. - Keine Lungenkranke.

Auf Wunsch Prospekt. Téléphone 258.

Tél: 882

A-GUEIROARD



Dessins & Clichés

2. Place Guillaume Tell

TRAIT - SIMILIGRAVURE - TRICHROMIE

Belohnung 500 FLORINS

Auf dem Schlachtfelde von Nördlingen wurde

ein Kind gefunden

und nach Heilbronn gebracht, Sohn eines adeligen
Offiziers aus dem Elsass, welcher im 30-jährigen
Kriege gefallen ist :

Hans Ernst WURMSER

Jede Angabe welche auf die Herkunft desselben
oder seiner Eltern führt, wird gut honoriert.
Ein Betrag von 500 Goldgulden (mehr als 8000
Francs) ist ausserdem demjenigen zugesichert,
welcher die Geburt des H. E. W. oder dessen
Taufe (in Vendenheim, Sundhouse, Illkirch oder
Strassburg etc.) ausfindig macht und nachweisen
kann. Zuschriften erbittet :

Généalogie SCHIFFER
7, RUE GLOXIN - STRASBOURG

Wenn Sie nur erstklassige Waren zu den billigsten
Preisen kaufen wollen, dann kommen Sie zu uns.
Sie finden eine Riesenauswahl in jeder Abteilung.

Grands Magasins du

GLOBE

Rue du Sauvage - Mulhouse - Chaussée de Dornach